

XX 244
19
Proletarier aller Länder, vereinigt euch!

Unsere Wirtschaft

Organ der Kooperativen Kommission des Geb.-Kom. der KKP (B.) der ASSR der Wolgadeutschen

Illustrierte Halbmonatsschrift

zur Aufklärung der Landbevölkerung in Land- und Wirtschaftsfragen, sowie in Wissenschaft, Kultur und Technik.

Nummer 17.

Pokrowsk, 15. September 1925.

Jahrgang 4.



J. J. Leiser,

der Vorsitzende des Rates der professionellen Verbände
der Autonomen Soz. Republik der Wolgadeutschen.

УНЗЕРЕ ВИРТШАФТ

ДВУХНЕДЕЛЬНЫЙ ЖУРНАЛ

Орган Кооперативной Комиссии Обкома РКП (б) АССР немцев Поволжья.

Адрес редакции: Покровск, Коммунарная площадь № 4.

Inhaltsverzeichnis.

	Seite
Auf Wiedersehen!	513
Zwei Besuche. Von J. Sch.	513
Politische Rundschau	516

Wirtschaft und Wissen:

Zur Organisation der Knochenverarbeitung. Von A. Keilmann, Chemiker	517
Die Gruppierung der Bauernwirtschaften in der Wolgadeutschen Republik im Frühjahr 1925 Von S. Rappes	519
Die Nahrung unserer Dorfbevölkerung. Von D. Schätzle.	521
Der Zustand unserer Volksbibliotheken zum 1. Januar 1925. Von J. Müller. (Schluß).	523
Die wirtschaftliche Lage der deutschen Kolonien des Saratower und Wolster Bezirks im Jahre 1791. Von Professor P. G. Ljubomirov. (Fortsetzung).	525

Kooperation und Landwirtschaft:

Der Worfelmaschinenbau in der Wolgadeutschen Republik. Von D. G.	527
Das Unkraut auf den Getreidefeldern und die Kampfmaßnahmen dagegen. Von A. Kubarewa, Agronom. (Fortsetzung).	529
Die Tätigkeit der Krasny-Kuter landwirtschaftlichen Versuchstation für das Jahr 1924. Von den Agronomen K. B. Milowanow, P. N. Konstantinow, A. W. Kubarewa und W. S. Bystrrow. — Die meteorologischen Bedingungen (Fortsetzung).	530
Wie man sich selbst eine kleine Baumschule anlegt. Von Heinrich Rieger, Agronom	533
Der Strengel der Pferde. Von G. Rapoport, Veterinärarzt.	534

Aus Stadt und Dorf:

Korrespondenzen.	537
--------------------------	-----

Kultur und Leben:

Die Schwarze Internationale. Von Karl Denf.	539
Sodom und Gomorra. Erzählung von H. Wagner (Fortsetzung).	539
Glockenlied. Von Maria Herrmann	542
Aus dem Leben eines armen Waisenkneben. Von K. B.	542
Aus meiner Bildergalerie. Von Hans Sachs jr.	544
Lustige Ecke	544
Rätsellecke	544

Beilage: Naturbilder aus unserem Gebiet.

Nachsommer. Von Otto Hoffmann	65
Das Weilschen. Von Prof. Emil Meyer, Moskau. (Schluß).	65
Die Blutsucker. Von P. G.	67



Unsere Wirtschaft

Illustrierte Halbmonatsschrift

zur Aufklärung der Landbevölkerung in Land- und Wirtschaftsfragen,
sowie in Wissenschaft, Kultur und Technik.

Bezugspreis:

Für einen Monat mit Uebersendung . . . 40 Kop. in Gold.
Vierteljährlich 1 Rbl. "
Fürs Ausland für 6 Monate 3 Dollar.

Anzeigen:

Die Petit-Zeile oder deren Raum . . . 25 Kop. in Gold.
Fürs Ausland 15 Cents.

Nummer 17.

Polkowsk, 15. September 1925.

Jahrgang 4.



Auf Wiedersehen!

Gruß Euch,
deutsche Genossen,
die Ihr im heißen Steppenland
einst neue Heimat suchtet!
Zweihundert Jahre
in Arbeit und Mühe,
von Fremden bedrückt,
pflüget und säetet Ihr,
aber Heimat erwuchs Euch nicht.
Nun unterm roten Stern,
der da leuchtet über die Bedrückten aller Länder,
nun unterm roten Stern
findet Ihr Heimat und Freiheit zugleich.

Die deutsche Lehrerdelegation:

Berta Lask, Wilhelm Schröder, Fritz Schmidt, Köhscher, Fritz Ausländer.



Zwei Besuche.

Von J. Sch.

„Trachtet am ersten nach der Macht des Proletariats; alles andere wird euch zufallen.“

Die stürmische Aufwärtsbewegung unserer Wirtschaft, die in den ersten drei—vier Jahren aus einem Nichts zu 95 Proz. der Vorkriegswirtschaft herangewachsen ist, kann nur mit einem Beispiel der Weltgeschichte verglichen werden, nämlich mit der außerordentlich schnellen Entfaltung aller Naturkräfte in den Vereinigten Staaten Nordamerikas nach ihrer

Befreiung vom Joch der Engländer. Und dieser Aufschwung vollzieht sich gänzlich ohne fremde Beihilfe, ja sogar unter der wütenden Gegenwirkung nicht nur der Bourgeoisie, sondern auch der aus ihrer Ruhe gescheuchten Führer der Sozialdemokraten, der Gewerkschaften usw., die es ahnen, daß die kommunistische Bewegung über kurz oder lang

ihnen die Zügel entreißen und sie aus der Führung der Massenorganisationen verdrängen wird.

Noch vor kurzer Zeit hieß es in diesen Kreisen, daß sich die Bolschewiki in Rußland nicht halten werden können, da ihr System die Wirtschaft ruiniere, indem es die Initiative der Privatkapitalisten unterdrücke, die Arbeiter durch den Terror abschrecke und nur durch Gewaltmaßnahmen zur Arbeit zwingt und die Bauern durch das herrschende Steuersystem immer mehr ruiniere.

Heute hören wir ein anderes Liedchen. Man singt immer noch halsstarrig vom Zusammenbruch des bolschewistischen Wirtschaftssystems, aber heute führt man schon ganz andere Gründe dieses bevorstehenden Zusammenbruchs an. Heute soll der Bolschewismus an den Widersprüchen des Wachstums zugrunde gehen. Die Wirtschaft in Rußland wächst — lehrt man jetzt die westlichen Arbeiter —, aber sie wächst gegen den Willen der Führer, sie wächst den Kommunisten über den Kopf hinaus. Die privatkapitalistischen Bestrebungen werden nach diesen Wahrsagern immer stärker, die kommunistischen Führer treten dagegen auf und kommen in Konflikt nicht nur mit den Arbeitern, sondern auch mit der ganzen Aufbaubewegung und müssen von ihrem beliebten Mittel, der rohen Gewalt, immer mehr Gebrauch machen. Das sind ungefähr in groben Umriß die Erklärungen, die heute der Arbeiter im Westen über den Rätebund bekommt.

Mit dem gesunden Instinkt des Proletariats findet aber der Arbeiter heraus, daß hier etwas nicht in Ordnung ist, daß diese Erklärungen auf Widersprüchen aufgebaut sind. Und zu den eigenen Zweifeln kam noch die Einladung der Arbeiter des „Roten Putilowez“ hinzu, die ausländischen Arbeiter möchten die Wirtschaft des Rätebunds und die Lage der Arbeiterklasse selbst erforschen und sich mit eigenen Augen von dem Stand der Dinge überzeugen. Eben deshalb, weil die Arbeiter schon ihre eigenen Zweifel hatten, rief auch die Einladung der Putilower Arbeiter eine solche Begeisterung unter den deutschen Arbeitern hervor. Man ging bereitwilligst auf diese Einladung ein und rüstete unter der fortwährenden Gegenwirkung von seiten der Staatsgewalt und der eigenen

sozialdemokratischen Führer eine Delegation nach Rußland, in die sowohl Sozialdemokraten, als auch parteilose Arbeiter und einige Kommunisten gingen. Diese Delegation bereifte ganz Rußland, sechs Wochen arbeitete sie, mit einer seltenen Energie, oft 16 Stunden täglich. Die Delegation ist überzeugt, daß sie in Wirklichkeit alles gesehen hat, was sie zu sehen wünschte, und, was die Hauptsache ist, sie hat sich überzeugt, daß keine Vorbereitungen getroffen wurden, sondern, daß sie alles so gefunden hat, wie es in Wirklichkeit ist. Und was hat sie festgestellt? Daß im Rätebund in Wirklichkeit die Arbeiterklasse die Staatsmacht in der Hand hat, daß unsere Wirtschaft im stetigen Aufbau begriffen ist und daß dieser Aufbau sich auf sozialistischer Bahn unter Leitung der kommunistischen Partei vorwärts bewegt. Die Delegation schreibt selbst über ihre Eindrücke in Rußland folgendes: „Nach einer sehr gründlichen, oft 16-stündigen täglichen Erforschung kam die Delegation, ungeachtet dessen, daß die einzelnen Delegierten den verschiedensten Parteien angehören, zu der einstimmigen Ueberzeugung, daß die Arbeiterklasse Deutschlands eine absolut falsche Vorstellung über den Rätebund hat, daß sich Sowetrußland tatsächlich auf dem Weg zur Verwirklichung der von den Begründern des Sozialismus gesteckten Ziele befindet, daß die Arbeiterklasse die Macht wirklich in ihren Händen hat, daß sie die politisch freieste Arbeiterklasse der Welt ist und daß der wirtschaftliche Aufbau in der Richtung zum Sozialismus unter Teilnahme der breiten Arbeitermassen vor sich geht.“

Auch unsere kleine Wolgadeutsche Republik erregt das Interesse der deutschen Delegationen in großem Maße. Die Arbeiterdelegation schickte zu uns eine Gruppe unter dem Vorsitz des Gen. Freiburger. Inzwischen haben wir auch schon eine Lehrerdelegation empfangen und erwarten eine zweite. Das zeigt, wie rege das Interesse der öffentlichen Meinung in Deutschland für unser kleines Staatswesen ist. Gen. Freiburger stellte auf der gemeinsamen Sitzung der Delegation mit dem Zentralvollzugskomitee unserer Republik fest, daß die deutsche Bourgeoisie unsere Notlage während der Hungerjahre 1921 und 1924 vielfach gegen den Rätebund ausgenutzt

hat. Aber die Delegation überzeugte sich vollständig, daß die Notlage nicht durch das Verschulden der Räteregierung, sondern durch die wutschnaubende Zerstörungsarbeit der Bourgeoisie, unter anderem auch der deutschen, entstand.

„Wenn wir den Bericht über die Wolga-deutsche Republik in den allgemeinen Bericht der Delegation einflechten,“ sagte Gen. Freiburger, „so werden die in ihm enthaltenen Wahrheiten die Wirkung der Explosion einer Bombe hervorbringen.“ Auch bei uns konnte sich die Delegation überzeugen, und das nicht nur auf Grund von offiziellem Regierungsmaterial, sondern im lebendigen Meinungsaustausch mit den Bauern unserer Republik, daß ungeachtet der großen Mißernten, trotz des Hungers unsere Wirtschaft unaufhörlich vorwärtsschreitet.

Die Lehrerdelegation hatte in einem regen Meinungsaustausch mit den Kursanten des pädagogischen Technikums in Marxstadt die Möglichkeit, unsere Schule mit der deutschen zu vergleichen. Und dieser Vergleich fiel in allen Stücken zugunsten unserer Schule aus. Es ist klar, daß unsere Schule in den drei Jahren, in denen sie sich, wenn auch unter großen materiellen Schwierigkeiten, so doch ohne Unterbrechungen entwickeln konnte, die Erfolge der Jahrhunderte alten Kultur Deutschlands nicht zu erreichen vermochte. Diese Behauptung hat auch noch niemand von uns aufgestellt. Aber daß unsere Schule den Weg zum Kind gefunden hat, daß sie einen freien, selbständigen Bürger heranbildet, das hat die Delegation trotz ihres kurzen Hierseins herausgefunden. Sie hat gesehen, daß die Kursanten des päd. Technikums vor keiner Kritik ihrer „Borgesezten“ zurückweichen und daß trotzdem ein völlig kameradschaftliches Verhältnis zwischen den Lehrenden und den Schülern besteht, ein Verhältnis, bei dem ein ungeübtes Auge diese von jenen kaum zu unterscheiden vermag. Und dieses kameradschaftliche Verhalten, das im Zusammenhang mit den Lehrmethoden, bei denen die Schüler sich ihre Kenntnisse durch Selbsttätigkeit während der Lösung der Aufgaben aneignen, bildet den freien, selbständigen Charakter. Ganz recht hatte der sozialdemokratische Delegierte Gen. Fr. Schmidt, als er die Zustände hier und in Deutschland mit

der berühmten Schillerschen Gegenüberstellung des Freien und des Knechts charakterisierte. In Deutschland schielen bei jeder selbständigen Handlung die Augen der Schüler nach den Borgesezten, und den Geist beherrscht nur eine Frage: „was wird man dazu sagen?“, während bei uns jeder seine Arbeit unbekümmert verrichtet und nur fragt, ob es recht ist.

Alles dieses konnte aber nur bei der Diktatur der Arbeiter und Bauern erreicht werden; denn aus dem Bericht des Gen. Bellendir über die Entstehung des pädag. Technikums ging klar hervor, daß bei der früheren kapitalistischen Ordnung keine solche Schule hätte bestehen können. Noch klarer ging das aus den Worten der Delegierten hervor; denn nach den Gesetzen der „Republik Deutschland“ hat die Schule die Aufgabe, die Kinder im Geiste der bürgerlichen Gesellschaft und der Religion zu erziehen, und erst an dritter Stelle steht die Erwerbung von Kenntnissen. Wenn in den allgemeinen Lehrerverfassungen Fragen bezüglich der Einführung der Prügelstrafe erörtert, ja wenn Beschlüsse für die Einführung dieser Strafen angenommen werden können, so ist eine solche Schule sehr weit von der unserigen entfernt. Also hatte Gen. Ausländer ganz recht, wenn er folgendes alte Bibelwort etwas verändert gebrauchte: „Trachtet am ersten nach der Macht des Proletariats; alles andere wird euch zufallen.“ Bei der Macht des Proletariats haben wir es auch leicht, eine wirklich freie Schule aufzubauen.

Aber was müssen wir aus dem Interesse, das die Delegationen Deutschlands unserem kleinen Ländchen schenken, für uns folgern? Sollen wir wohl, wenn sie manches Gute bei uns finden, nun auf Lorbeeren ruhen? Wir wissen sehr wohl, daß sich die deutsche Bevölkerung überhaupt sehr für das Bestehen unserer kleinen Republik interessiert. Wir wissen sehr wohl, daß die deutsche Bourgeoisie und hauptsächlich die sozialdemokratischen Führer alle unsere Fehler antreiben, um ein Mittel zur Hand zu haben, gegen das Räteregime zu kämpfen, um der Bevölkerung an diesem ihr nahen Beispiel zu zeigen, daß die Diktatur der Arbeiterklasse nur Entbehrungen, nur Nachteile erzeugen können.

Deshalb heißt es für uns, alle unsere Energie anstrengen, um unsere Arbeit besser, organisierter zu stellen. Noch näher an die Massen heran; denn nur Hand in Hand in enger Zusammenarbeit mit den ehrlichen Arbeitern und Bauern unserer Republik können wir den ausländischen Arbeitern und Bauern

beweisen, daß wir wirklich vorwärtsgehen, können wir alle Fehler, die man mit der Lupe bei uns sucht, vermeiden. Selbstkritik und gesunde Kritik unserer Aufbauarbeit durch die Arbeiter und Bauernmassen, das muß unsere Lösung sein!

P o l i t i s c h e K u n d s c h a n n.

In der vorigen Nummer teilten wir unter anderem mit, daß die Kantoner Regierung den englischen und japanischen Handelsschiffen die freie Bewegung in den Kantoner Gewässern untersagt habe. Wie es sich herausstellte, war diese Nachricht eine grobe Provokation der englischen Bourgeoisie in Hongkong. Die englischen Kaufleute in Hongkong verfolgten zwei Ziele mit ihrer Verbreitung: Erstens wollte man den Boykot der englischen Waren solcherart abwürgen und zweitens wollte man die öffentliche Meinung in England zugunsten einer militärischen Einmischung in Kanton und wenn möglich auch zu seiner Annexion oder „Pacht“ vorbereiten. Die diesbezügliche Erklärung der Kantoner Regierung wurde beinahe eine Woche in Hongkong aufgehalten. Da Kanton keine andere telegraphische Verbindung als durch Hongkong besitzt, so hatte es schwere Tage zu überleben, umso mehr da in dieser Zeit auch die innere Konterrevolution den Kopf hob. Erfreulich ist, daß in dieser Zeit die Zentralregierung in Peking ihre Gruppeninteressen beiseite schob und erklärte, die chinesische Bevölkerung könne eine militärische Einmischung in Kanton nur als Herausforderung des chinesischen Volkes überhaupt ansehen. Auch Japan ging auf dieses Abenteuer nicht ein.

Der Garantievertrag zwischen Deutschland und seinen Peinigern nähert sich seinem Ende. Der Text des Vertrags ist nun von den Juristen und Sachverständigen der verschiedenen Staaten ausgearbeitet. Wenn Deutschland die Sicherheit der Grenzen seiner Nachbarn garantiert, so soll es in den Völkerbund aufgenommen werden und alle Rechte und Pflichten eines Mitglieds dieser Organisation genießen. Bis jetzt wehrte es sich heftig gegen das „Recht“, an einer

Züchtigung gegen den Sowetbund teilzunehmen oder freien Durchzug zu gewähren. Aber wir wissen, daß die Kapitalisten in diesen Fragen keinerlei Grundsätze anerkennen. Es ist alles Sache des Profits. Wenn die Franzosen und Engländer den deutschen Kapitalisten einen guten Profit garantieren, garantiert die deutsche Bourgeoisie Sicherheit der Grenzen und auch die Teilnahme Deutschlands an einem Feldzug gegen den Rätebund. Es hängt alles von den Bedingungen ab.

Während die Kapitalisten Garantieverträge gegen den Rätebund abschließen, sammelt auch die Arbeiterklasse ihre Kräfte gegen den Angriff der Bourgeoisie. „Mit dem Schicksal des Rätebundes ist das Schicksal der Arbeiterklasse der ganzen Welt verknüpft,“ schreibt die deutsche Arbeiterdelegation, und andere Delegationen kommen nach Rußland, um sich mit der Lage der Arbeiterklasse bekannt zu machen. Daß die Führer des Altdeutsch Gewerkschaftsbundes die Delegation auf dem Kongreß der Gewerkschaften in Breslau nicht zuließen, ist nur ein Zeichen, daß man sich fürchtet, der Wahrheit ins Angesicht zu schauen. Die Arbeiter werden jedoch die Wahrheit erfahren, mögen sich nun die Führer noch so sehr vor der Außenwelt verriegeln.

Die Akademie der Wissenschaft in Leningrad feiert dieser Tage ihren 200. Geburtstag. Dieser Tag ein Feiertag der Wissenschaft der ganzen Welt; denn die russische Akademie der Wissenschaft hat nicht wenig zum allgemeinen Fortschritt der Menschheit beigetragen. Wenn nun auch die Kapitalisten ihren Klassenhaß auch in die Wissenschaft breit zu machen suchen, so sehen wir doch, daß ein großer Teil der gelehrten Organisation des Auslands ihre Vertreter zur Feier schickten.

Wirtschaft und Wissen.

Zur Organisation der Knochenverarbeitung.

Von A. Keilmann, Chemiker.

Im Jahre 1921, als die Stadt Pokrowsk noch zu dem Gouvernement Saratow gehörte, organisierte der Saratower Gouvernementsvolkswirtschaftsrat eine Verwaltung der Vereinigten Chemischen Werke (nach dem gekürzten russischen Namen „OX3“), um alle chemischen Werke des Saratower Gouvernements, darunter auch die Pokrowsker Knochenfabrik, auszunutzen. Infolge einer Reihe von Gründen lenkte die neugebildete Verwaltung ihr Hauptaugenmerk auf die Knochenverarbeitungsindustrie. Die Verwaltung der Vereinigten Chemischen Werke wußte die Bedeutung dieses Wirtschaftszweigs und seiner Entwicklung zu würdigen und pachtete zuerst die Knochenfabrik in Rybinsk und später auch die Leningrader hinzu. Dabei suchte die Verwaltung sowohl die Fertigstellung des Rohmaterials, als auch die Verteilung des Fabrikats, des Knochenmehls und des Leims, in einer Hand zu vereinigen.

Aber bei dieser „Sammlung“ der Knochenverarbeitungsindustrie stieß die Verwaltung des OX3 auf große Schwierigkeiten. Die größte von ihnen war das Fehlen von Umsatzmitteln. Ungeachtet dessen, daß die Arbeit in den Fabriken nicht schlecht ging und gute technische und Handelserfolge zeitigte, verschlechterte sich die Lage nach den allgemeinen Zahlungsschwierigkeiten im Oktober 1923 doch sehr schnell. Bei der Ausbreitung der Tätigkeit der Verwaltung auf das Territorium der ganzen Republik erwuchs auch die Notwendigkeit der Vergrößerung der Umsatzmittel der Vereinigung. Aber als Trust von örtlicher Bedeutung hatte die Verwaltung nicht die Möglichkeit, den staatlichen Kredit und eine staatliche Hilfe in Anspruch zu nehmen, während der teure Kredit der örtlichen Anstalten den Gewinn des Trusts verschlang und der Arbeit keine sichere Grundlagen für die Zukunft gewährte.

In der Folge mußte sich die Verwaltung von der Pacht der Leningrader Fabrik absagen.

Gegenwärtig befindet sich die Verwaltung in einer sehr schwierigen Finanzlage und kann die Arbeit ohne finanzielle Unterstützung des Zentrums nicht weiterführen.

Die Rohstoffe der Knochenverarbeitungsindustrie werden überall gesammelt. Nachdem der Trust aufgehört hatte, alle Knochenfabriken zu vereinigen, begannen die Leningrader und die Moskauer Knochenfabrik des Trusts „Shirkostj“ (Fett und Knochen), Knochen anzukaufen. Es entstand eine Konkurrenz beim Ankauf des Rohmaterials, so daß die Preise immer höher geschraubt wurden. Da aber die Preise für das Rohmaterial beinahe 50 Proz. des Fabrikats bilden, so wurde die Frage der Preise auf Rohmaterial zu einer Grundfrage dieses Industriezweigs. Solange keine Vereinbarung in der Fertigstellung des Rohmaterials herrscht, kann von einer möglichst billigen Versorgung der Knochenindustrie mit Rohmaterial keine Rede sein.

Ebenso steht es auch mit dem Absatz des fertigen Fabrikats. Der Leim wird hauptsächlich von großen Verbrauchern, wie dem Textilsyndikat, dem Naphtasyndikat, der Tabak-, Papier- und anderen Vereinigungen gekauft. Es ist klar, daß der Einkauf dieser Organisationen ganz planmäßig vor sich gehen muß, damit keine Konkurrenz und Preissteigerung entstehen kann und die Zustellungsfristen geregelt werden. Die Preise auf Knochenmehl werden auch im Staatsmaßstabe geregelt. Einerseits sprechen Erwägungen finanziellen Charakters für eine Ausfuhr des Knochenmehls ins Ausland; andererseits muß aber damit gerechnet werden, daß das Knochenmehl als solches, oder auch in Superphosphat verarbeitet, eine Anwendung auf breiter Grundlage als Düngemittel in der russischen Landwirtschaft finden muß. Die Frage des Absatzes des Knochenmehls (Export ins Ausland oder Absatz auf dem inneren Markt) muß somit im Zentrum gelöst werden.

Um die Bedeutung der Knochenindustrie und die Wichtigkeit einer regelrechten Organisation der Sache klarzulegen, führen wir einige Zahlen an.

In den Fabriken, die sich auf dem Territorium der R.F.S.R. befinden, wurden in den Vorkriegsjahren bei einem Umsatz von

7.500.000 Rubel 3.500.000 Pud Knochen verarbeitet und 500.000 Pud Leim, 250.000 Pud Knochenöl und 2.000.000 Pud Knochenmehl hergestellt. Wenn wir diesen Zahlen die heutigen gegenüberstellen, so wird es klar, welche große Aufgabe die Knochenindustrie noch zu lösen hat, um die Verarbeitung auf die frühere Höhe zu bringen.

	1913.	1923—24.	Fehlbetrag.
Verarbeitung von Knochen	3.355.000 Pud.	600.000 Pud	etwa 3.000.000 Pud
Herstellung von Leim	500.000 "	100.000 "	400.000 "
" " Knochenöl	250.000 "	15.000 "	235.000 "
" " Knochenmehl	2.000.000 "	400.000 "	1.600.000 "

Die Ausfuhr des Knochenmehls ins Ausland, hauptsächlich nach Finnland und Deutschland, betrug:

im Jahre 1912	2.244.698 Pud für	1.432.549 Rubel.
" " 1913	1.980.466 "	1.203.398 "

Die Gegenüberstellung der Leistungsfähigkeit unserer Fabriken und der Anforderungen an sie ergibt folgendes Bild:

Fabriken	Knochenverarbeitung in einem Jahr.	Produktion von	
		Leim.	Knochenmehl.
in Pokrowsk	480.000 Pud.	72.000 Pud	320.000 Pud.
" Rybinsk	300.000 "	45.000 "	200.000 "
" Leningrad	650.000 "	93.000 "	420.000 "
In allem	1.430.000 Pud.	210.000 Pud.	940.000 Pud.

Das Bedürfnis der Hauptverbraucher des Leims ist folgendes: Textilindustrie 80.000 Pud, Naphthaindustrie — 12.000 Pud, die Papierindustrie — 8.000 Pud, Tabakindustrie — 6.000 Pud, Zündholzindustrie — 7.000 Pud, die Druckereien 5.000 Pud, die Droguerieindustrie — 30.000 Pud, die Eisenbahnen 20.000 Pud, und die übrigen Industriezweige 25.000 Pud jährlich, was in allem 193.000 Pud ausmacht.

Das Bedürfnis des Volkskommissariats für Landwirtschaft an Knochenmehl ist 250.000 Pud, des Verbands der landwirtschaftlichen Genossenschaften 100.000 Pud, der Superphosphatfabriken 600.000 Pud; in allem 950.000 Pud jährlich.

Also sehen wir, daß das Bedürfnis an

Leim und Knochenmehl durch die drei größten Knochenfabriken gedeckt wird.

Wenn wir die Ausdehnung und Bedeutung der Knochenindustrie und die Notwendigkeit zweckmäßiger Arbeitsverhältnisse für sie in Betracht ziehen, müssen wir den Beschluß des Allrussischen Volkswirtschaftsrats, alle Knochenfabriken in einen Trust von allrussischer Bedeutung zu vereinigen, als richtig und begründet anerkennen. Und das umso mehr, da der Gewinn zwischen den örtlichen Gouvernementsvollzugskomitees ihrer Teilnahme am Kapital des Trusts gemäß verteilt werden soll und da die örtlichen Gouvernementsvollzugskomitees an der Verwaltung durch ihre Vertreter teilnehmen können. Freilich muß bezüglich der Kandidaten der Gouvernementsvollzugskomitees

ein Einvernehmen mit dem Allrussischen Volkswirtschaftsrat und dem Verband der Chemiker getroffen werden.

Anmerkung der Redaktion. Die Zweckmäßigkeit dieses Beschlusses des Allrussischen Volkswirtschaftsrats wollte dem Rat der Volkskommissare und dem Zentralvollzugskomitee unserer Republik nicht so recht einleuchten, und deshalb wurde diese Frage in die ökonomische Beratung der RSFSR übertragen. Der Beschluß der Oekonomischen Beratung, der dann von dem Räte der Volkskommissare und dem

Allrussischen Vollzugskomitee bestätigt wurde, lautete: Uebergabe der Knochenfabriken an die örtlichen Organe, wobei die Pokrowsker Knochenfabrik in die Leitung des Zentr. Volkswirtschaftsrats unserer Republik übergehen mußte. Vom 8. September gehört die Fabrik unserem Volkswirtschaftsrat, der auch schon die Gewährleistung eines Kredits von 70.000 Rubel zur Beschaffung von Rohmaterial erlangt hat, so daß die Frage der Organisation der Knochenindustrie nun als endgültig gelöst angesehen werden kann. Die Red.

Die Gruppierung der Bauernwirtschaften in der Wolgadentschen Republik im Frühjahr 1925.

(Nach der Frühjahrsaufnahme des Statistischen Amtes.)

Von S. Kappes.

In den einzelnen Schichten der Bauernwirtschaften sind im letzten Jahre bedeutende Veränderungen vorgegangen. Vom Frühjahr 1923 bis zum Frühjahr 1924 hatten sich alle Schichten der Bauernwirtschaften gestärkt. Vom Frühjahr 1924 bis Frühjahr 1925 ist aber unter den Schichten eine gewisse Ausgleichung vor sich gegangen. Die schwächeren Schichten haben sich gestärkt, die stärkeren — dagegen wurden verhältnismäßig schwächer, was aus folgenden Ziffern zu ersehen ist.

Auf 100 Wirtschaften kamen:

Wirtschaftsgruppen.	Im Frühjahr 1924	Im Frühjahr 1925
Wirtschaften ohne Arbeitsvieh	53,2	47,5
Wirtschaften mit 1 Stück Arbeitsvieh	24,3	29,9
Wirtschaften mit 2 Stück Arbeitsvieh	14,2	15,8
Wirtschaften mit 3 Stück Arbeitsvieh	4,8	4,1
Wirtschaften mit 4 und mehr Stück Arbeitsvieh	3,5	2,7

Anmerkung: Laut Daten der dynamischen Wirtschaftsaufnahme der Bauern-

wirtschaften, die gleichzeitig mit der Frühjahrsaufnahme durchgeführt wurde, haben wir Wirtschaften: ohne Arbeitsvieh 48,06, mit 1 Stück — 30,98, mit 2 Stück — 15,05, mit 3 Stück — 3,43 und mit 4 und mehr Stück Arbeitsvieh — 2,48 auf 100 Wirtschaften. Wie wir sehen, ist der Unterschied ein unbedeutender.

Aus der obigen Tabelle ist zu ersehen, daß die Gruppen mit 1 und 2 Stück Arbeitsvieh zusammen 45,7 Proz. ausmachen gegen 38 $\frac{1}{2}$ Proz. im Frühjahr 1924. Folglich haben sich diese beiden Gruppen um 7,2 Proz. vermehrt, und zwar die erste um 5,6 Proz., die andere um 1,6 Proz.

Das Anwachsen dieser Gruppen ging auf Kosten der ersten (ohne Arbeitsvieh) und auf Kosten der beiden letzten (mit 3, 4 und mehr Stück) vor sich.

Die Verringerung der beiden letzten Gruppen erklärt sich hauptsächlich durch Mangel an Futter, Samen und durch Familienteilungen.

Auf den ersten Anblick will es scheinen, als wären die beiden letzten Gruppen (mit 3, 4 und mehr Stück Arbeitsvieh) 3 und 4 mal stärker als die Gruppe mit 1 Stück Arbeitsvieh. Vertiefen wir uns aber weiter in eine jede einzelne Gruppe und nehmen wir verschiedene Kennzeichen in Betracht, so finden wir etwas ganz anderes.

Auf 1 Wirtschaft der verschiedenen Gruppen kamen im Frühjahr 1925:

	Kein Ar- beits- vieh.	Mit 1 Stück.	Mit 2 Stück.	Mit 3 Stück.	Mit 4 und mehr Stück.
Seelen	4,4	5,6	7,2	9,0	10,8
Dessj. Aussaat	3,1	7,0	11,9	17,0	26,9
Großhornvieh	1,6	2,7	4,1	6,8	9,8
Davon Kühe	0,7	1,1	1,6	2,3	3,3
Schafe	0,8	2,7	5,7	10,9	15,0
Schweine	0,5	0,9	1,5	2,4	3,5
In allem Stück Vieh	2,9	6,3	11,3	20,1	28,3
Arbeitsvieh	—	1,0	2,0	3,0	4,1
In allem Stück Vieh ohne Ziegen	2,9	7,3	13,3	23,1	32,4

Hieraus ist zu ersehen, daß der Familienbestand in der letzten Gruppe beinahe $2\frac{1}{2}$ mal größer ist als der in der ersten Gruppe (ohne Arbeitsvieh) und beinahe 2 mal größer als der in der 2. Gruppe (mit 1 Stück Arbeitsvieh). Bei Vergleichung des Familienbestandes und anderer Bestandteile der Wirtschaft (Aussaat und Vieh) beobachten wir eine progressive Steigerung von der ersten Gruppe an bis zur letzten.

Vergleichen wir die zweite Gruppe mit der letzten, so finden wir, daß die letzte beinahe 4 mal stärker ist als die zweite hinsichtlich der Aussaat, zweimal stärker an Großhornvieh, 3 mal stärker an Kühen, $5\frac{1}{2}$ mal stärker an Schafen und 4 mal stärker an Schweinen.

Was nun die schwächste Gruppe betrifft (ohne Arbeitsvieh), so ist diese entschieden nicht so schwach, wie es bisher nach der gewöhnlichen Gruppierung schien. Aus der Tabelle ist zu ersehen, daß in dieser Gruppe auf 10 Wirtschaften 16 Stück Großhornvieh, darunter 7 Kühe, kommen, in allem also an 30 Stück Vieh und außerdem 3,1 Dessj. Aussaat.

Zur Klärung der Frage bezüglich der Stärke der einzelnen Gruppen haben wir noch die Verteilung der Wirtschaftselemente auf die Seelenzahl in Betracht zu ziehen.

Zu diesem Zweck geben wir folgende Tabelle.

Auf 1 Seele kamen im Frühjahr 1925:

	Ohne Ar- beits- vieh.	Mit 1 Stück Ar- beitsv.	Mit 2 Stück Ar- beitsv.	Mit 3 Stück Ar- beitsv.	Mit 4 St. und mehr Arbeitsv.
Stück Arbeitsvieh	—	0,18	0,28	0,33	0,38
Aussaat in Dessj.	0,70	1,25	1,65	1,89	2,49
Stück Großhornvieh	0,36	0,48	0,57	0,76	0,91
Darunter Kühe	0,16	0,20	0,22	0,26	0,31
Schafe	0,18	0,48	0,79	1,21	1,39
Schweine	0,11	0,16	0,21	0,27	0,32
In allem Stück Vieh ohne Ziegen	0,65	1,30	1,85	2,57	3,0

Hieraus ist zu ersehen, daß in der zweiten Gruppe (mit 1 Stück Arbeitsvieh) 0,18 Stück Arbeitsvieh auf die Seele, in der letzten aber 0,38 Stück, d. h. etwas mehr als zweimal so viel kommt, ungeachtet dessen, daß eine Wirtschaft der letzten Gruppe 4 mal mehr Arbeitsvieh besitzt. Dasselbe ist auch in bezug auf die Saatfläche zu bemerken. In der Gruppe mit 1 Stück Arbeitsvieh kommen 7 Dessjatinen auf die Wirtschaft und in der letzten 26,9 Dessjatinen, d. h. beinahe 4 mal mehr. Aber aus obiger Tabelle sehen wir, daß in der zweiten Gruppe auf die Seele $1\frac{1}{4}$ Dessjatinen kommen, in der letzten 2,49 Dessjatinen, also nur zweimal mehr.

Vergleichen wir aber die letzte Gruppe mit der ersten (ohne Arbeitsvieh), so finden wir, daß auf 1 Seele in der letzten Gruppe nur $2\frac{1}{2}$ mal mehr Großhornvieh kommt als in der ersten. In der letzten kommen auf 1 Seele auch nur zweimal mehr Kühe als in der ersten auf die Seele.

Aus all dem Gesagten können wir feststellen, daß eine solche Verteilung des Viehbestandes und der Saatfläche unter den einzelnen Gruppen von der Größe des Familienbestands abhängt.

Aus folgender Tabelle ist zu ersehen, wieviel Seelen auf 1 Melkkuh einer jeden einzelnen Gruppe kommen.

In der Gruppe ohne Arbeitsvieh	6,29	Seelen auf 1 Kuh.
" " " mit 1 Stück Arbeitsvieh	5,09	" " 1 "
" " " mit 2 Stück " "	4,50	" " 1 "
" " " mit 3 Stück " "	3,91	" " 1 "
" " " mit 4 u. mehr Stück Arbeitsvieh	3,26	Seelen auf 1 Kuh.

Wir sehen, daß die letzte Gruppe auch nur 2 mal besser mit Milch versorgt ist (? Die Red.) als die erste. Wenn wir 5 Seelen auf 1 Kuh als normal ansehen, so wären unsere schwachen Bauern der ersten zwei Gruppen gar nicht schlecht mit Milch versorgt:*)

Wie sich die Saatfläche unter den Gruppen für das Jahr 1925 nach den hauptsächlichsten Getreidearten — Roggen und Weizen — verteilt, ist aus folgenden Ziffern zu ersehen.

	Roggen.	Weizen.	Uebrig: Feldfrüchte.
In der Gruppe ohne Arbeitsvieh	37,9	41,1	21,0
" " " mit 1 Stück Arbeitsvieh	36,7	40,0	23,3
" " " " 2 " "	36,0	39,9	24,1
" " " " 3 " "	34,6	42,1	23,3
" " " " 4 und mehr Stück Arbeitsvieh .	33,2	47,6	19,2

Hieraus sehen wir, daß in den 3 ersten Gruppen auf 100 Dessj. viel mehr Roggen kommt als in den beiden letzten Gruppen; dafür kommt in den letzten schon viel mehr Weizen auf 100 Dessj. Daß in den drei ersten Gruppen viel mehr Roggen auf 100 Dessj.

kommt, als in den beiden letzten, erklärt sich dadurch, daß die ersten im Herbst 1924 viel mehr Roggensamen bekamen als die letzten und daß die letzten mehr Land zur Frühjahrssaat zubereiten konnten.**)

(Schluß folgt.)

Die Nahrung unserer Dorfbevölkerung.

Von D. Schäfte.

Die einfache Tatsache, daß ein gesunder Geist nur in einem gesunden Körper wohnen kann, wußten schon die alten Römer. „Mens sana in corpore sano,“ pflegten sie zu sagen. Bei uns in Rußland aber wurde in früheren Zeiten dieser schlichten Wahrheit nie die ihr gebührende Aufmerksamkeit geschenkt.

Die Gesundheit hängt von vielen Gründen ab, und unter diesen ist einer der wichtigsten die Ernährung. Ist die Nahrung, die der Mensch zu sich nimmt, mangelhaft, so wird der Körper geschwächt, und der Mensch büßt immer mehr von seiner Arbeitskraft ein. Ebenso ist auch zu viel Nahrung nicht von Nutzen, und

schwer verdauliche Speisen schaden der Gesundheit auch. Cholera, Dysenterie, Magen- und Darmstörungen, sowie die verschiedensten Krankheiten der Verdauungsorgane sind oft die Folge einer ungesunden Nahrung. Und nicht nur diese Krankheiten befallen uns bei schlechter und unrationeller Nahrung, sondern auch die Widerstandsfähigkeit des Körpers wird abgeschwächt: er wird leicht empfänglich für die verschiedensten Krankheiten, und desto schwerer ist für ihn der Kampf mit ihnen.

Die Statistik jagt uns, daß in Rußland, wo die Nahrung der Bevölkerung immer am ungesundesten war, auch die Sterblichkeit am höchsten stand; daß wir wegen der vielen Erkrankungen der Bevölkerung alljährlich Hunderttausende, ja sogar Millionen von Arbeitstagen verloren und daß auch die gesunde Bevölkerung wegen der schlechten Ernährung schwächer arbeitete als die der anderen europäischen Staaten.

*) Man darf aber nicht vergessen, daß das Milchvieh der Armen bedeutend geringer ist, daß es nicht so gut wie das der Wohlständigeren gesütert wird. Außerdem muß die arme Familie die Milch zum Markt bringen, so daß die „normale“ Versorgung der armen Familien nicht von weit her ist. Die Red.

**) Im Frühjahr wurde der Samen vorzugsweise den Wirtschaften gegeben, die aufgeackertes Land hatten, was auch in Rechnung zu ziehen ist.

So konnte z. B. vor dem Kriege ein englischer Arbeiter in manchen Arbeitszweigen in 10 Stunden dieselbe Arbeit verrichten, die drei russische Arbeiter im Laufe der nämlichen Zeit vollbrachten, mit anderen Worten — ein russischer Arbeiter produzierte dreimal weniger als ein englischer Arbeiter.¹⁾

Wir stehen jetzt in der Zeit des Aufbaues eines neuen Lebens, wobei wir viele Hindernisse zu überwinden haben. Wir brauchen also gesunde, starke Menschen, ein geistig und körperlich gesundes Geschlecht, das vor keinem Hindernis, vor keinen Schwierigkeiten zurückbleibt. Deshalb müssen wir unter vielen anderen Dingen auch die Ernährung unserer Bevölkerung heben. Zu diesem Zwecke müssen wir vor allem folgende Fragen klarlegen: 1. die Quantität (Menge) und die Qualität (Güte) einer rationellen normalen Nahrung, und 2. in welcher Lage sich die Ernährung unserer Bevölkerung wirklich befindet.

Ueber die erste Frage klärt uns ein Zweig der Wissenschaft, die Physiologie, auf. Die Physiologie ist die Lehre von dem Leben des Organismus. Aus dieser Lehre erfahren wir, daß im menschlichen Körper ein gewisser Teil seines Gewebes ununterbrochen abstirbt und sich wieder erneuert; ununterbrochen verbrennen und erneuern sich in ihm die Bestandteile der Zellen, aus denen der Körper besteht, und das hört auch während der vollen Ruhe des Menschen nicht auf. Wie eine Maschine nur dann arbeiten kann, wenn sie geheizt wird, so kann auch der menschliche Körper nur dann leben und Arbeit verrichten, wenn ihm die dazu nötige Energie im erforderlichen Maße zugeführt wird. Diese Zuführung von Energie ist nur durch die Nahrung möglich. Die für den Organismus nötige Energie wird in der Wissenschaft gewöhnlich in Wärmeeinheiten ausgedrückt, die man Kalorien nennt. Solch eine Kalorie stellt ein Quantum Wärme dar, das ein Kilogramm (2,4 Pf.) Wasser bis zu einem Grade Celsius erwärmen kann.

Der Organismus eines erwachsenen Mannes verbraucht täglich 2500—3000 Kalorien. Dieses Quantum aber ändert sich im Zusammenhang mit der Arbeit, die der Mensch verrichtet. Auch Alter, Geschlecht und Gewicht haben einen Einfluß darauf und sogar der Ort der Arbeit: die warme Stube oder ein kalter Raum. Jedoch für ein und dasselbe Alter und Geschlecht, bei gleichem Gewicht und gleicher Arbeit ist immer eine und dieselbe Norm Kalorien und Nahrung erforderlich; jedwede Abweichung von dieser Norm zieht eine Erkrankung des Organismus nach sich.

Also die zum Leben und zur Arbeit nötige Energie erhält der Mensch durch die Nahrung. So z. B. gibt ein Pfund Brot gegen 750, ein Pfund ausgelassene Butter 3520, ein Pfund Sonnenblumenöl 3600 Kalorien usw. Daraus folgt aber noch nicht, daß, wenn der Mensch ein Pfund Sonnenblumenöl verzehren würde, er auch schon schwere Arbeit verrichten oder sein Organismus normal funktionieren und sein Körper sich normal entwickeln könnte. Es liegt nicht nur an der Quantität der Kalorien, sondern auch an ihrer Qualität. In unserer Nahrung müssen Kalorien verschiedener Nährstoffe enthalten sein, wobei auch das Quantum eines jeden Nährstoffes verschieden sein muß. Diese Nährstoffe sind Eiweiß, Fett und Kohlenhydrate. Das Eiweiß dient hauptsächlich zur Erneuerung der abgebrauchten Zellen unseres Organismus; die Arbeit aber, die wir verrichten, erfordert Fett und vorwiegend Kohlenhydrate. Eiweiß und Kohlenhydrate enthalten hauptsächlich die pflanzlichen Nahrungsmittel, wie z. B. Kartoffeln, Brot, Hirse; Fett liefern uns Nahrungsmittel tierischer Abstammung, wie z. B. Butter, Milch, Speck, Fleisch. Doch tierische Nahrungsmittel liefern uns auch Eiweiß, und die Physiologie hat festgestellt, daß der menschliche Organismus Eiweiß pflanzlicher und tierischer Nahrungsmittel braucht, wobei von den letzteren ungefähr ein Drittel.

(Schluß folgt.)

¹⁾ Man darf aber dabei nicht vergessen, daß das Arbeitsergebnis des englischen Arbeiters nicht nur von seiner

Gesundheit und der Nahrung, die er genoß, abhing, sondern auch von der vollkommeneren Technik der englischen Fabriken.
Die Red.

Der Zustand unserer Volksbibliotheken zum 1. Januar 1925.

Von J. Müller.

(Schluß.)

Nun bringen wir in folgender Tabelle Bibliothek, als auch die Zahl der Bücher auf sowohl die Zahl der Bevölkerung auf eine 1000 Personen.

Kantone.	Bibliothek													In allem.	
	Poltawka.	Krasnoj.	Marystadt.	Mariental.	Fedorowka.	Krasny-Kut	Pallasowka.	St.-Poltawka.	Seelmann.	Ruffus.	Balzer.	Frank.	Kamenka.		Solotoje.
Durchschnittliche Bevölkerung auf 1 Bibliothek.	23.323	20.129	20.729	10.692	13.304	16.745	14.158	9.191	12.885	10.329	31.567	15.832	13.319	13.536	15.807
Kommen Bücher auf 1000 Personen.	237	75	38	44	53,3	27,8	27	80	59,3	29	20	21	13,1	26,1	33,8

Die Angaben dieser Tabelle beweisen das oben über die Zugänglichkeit der Bibliotheken für die Bevölkerung Gesagte sehr anschaulich. Nehmen wir z. B. die Kantone Marystadt und Krasnoj. Nach der Durchschnittszahl der Bevölkerung auf eine Bibliothek stehen sich beide Kantone gleich, während in der Zahl der Bücher auf 1000 Personen ein großer Unterschied ist: 75 in Krasnoj und 38 in Marystadt.

Untersuchen wir nun einen Hauptbestandteil der Bibliotheken, den Bücherbestand. 25 Bi-

bliotheken, von denen zum 1. Januar 1925 Angaben eingesandt worden waren, besaßen 136.179 Bücher. Der ganze Bücherschatz dieser Bibliotheken teilt sich sprachlich folgendermaßen ein: russische Bücher — 72,6 Proz., deutsche Bücher 23,1 Proz., ukrainische Bücher 0,2 Proz. und verschiedener anderer Sprachen 0,4 Proz.

In der unten folgenden Tabelle geben wir die Zahl der Bücher in den Dorf- und Stadtbibliotheken besonders.

Ortschaften.	Zahl der Biblioth.	Zahl der Bücher.	Davon in Prozenten:			
			russische.	deutsche.	ukrain.	andere.
Städte	5	56.166	72,7	25,7	0,5	1,1
Dörfer	20	80.013	79,4	20,6	—	—
Davon in den deutschen Dörfern	12	47.658	77,3	22,7	—	—

Wir sehen, daß in allen unseren Volksbibliotheken die russischen Bücher vorherrschen. Sogar in den Kantonen mit rein deutscher Bevölkerung sind mehr als drei Viertel der Bücher russische. Die Bibliotheken weisen in allen ihren Berichten auf diese unnormale Erscheinung hin und beweisen, daß dieser Umstand

die Lebens- und Arbeitsfähigkeit der Bibliotheken stark einschränkt, indem er diese für den einfachen Mann, der gewöhnlich die russische Sprache nicht versteht, unzugänglich macht.

In folgender Aufstellung wollen wir noch unsere Bibliotheken in bezug auf ihren Inhalt untersuchen:

Ortschaften.	Zahl der Bibliotheken.	Zahl der Bücher.	Davon kommen in Prozenten auf:											
			Belletrist.	Allgemeine Abteilung.	Philosoph.	Religion.	Gesellschaftskunde.	Sprachwissenschaft.	Naturkunde u. Mathem.	Angewandte Wiss. Landw.	Kunst, Sport.	Literatur.	Geschichte, Geographie.	Kinderliterat.
Städte	5	56.166	46,8	7,7	1,1	0,5	8,4	1,0	4,35	5,5	0,3	4,45	6,1	13,3
Dörfer	20	80.013	31,9	8,3	0,6	0,6	20,1	0,5	6,3	11,3	0,5	3,8	8,5	7,6
Davon in den deutschen Dörfern .	12	47.658	38,25	7,1	0,45	0,6	21,8	0,35	2,25	8,95	0,95	5,4	6,1	7,8

Die reichhaltigste Abteilung ist die Belletristik, die in den Stadtbibliotheken 46,8 Proz. und in den Dorfbibliotheken 31,9 Proz. des sämtlichen Bücherschatzes ausmacht. Nach dieser Abteilung kommt die Gesellschaftskunde, auf die in den Dorfbibliotheken ein größeres Prozent kommt als in den Stadtbibliotheken.¹⁾

Nach der Ausleihe der Bücher können wir urteilen, welche geistigen Ansprüche die Bevölkerung an uns stellt und welche Kenntnisse sie in den Bibliotheken sucht. Deshalb fügen wir der Aufstellung über den Bücherbestand noch eine Aufstellung über die Ausleihe der Bücher nach den einzelnen Abteilungen hinzu:

Ortschaften.	Zahl der Bibliotheken.	Zahl der Bücher.	Davon kommen in Prozent auf:											
			Belletrist.	Allgemeine Abteilung.	Philosophie.	Religion.	Gesellschaftskunde.	Sprachwissenschaft.	Naturkunde u. Mathem.	Angewandte Wiss. Landw.	Kunst, Sport.	Literatur.	Geschichte, Geographie.	Kinderliterat.
Städte	5	131.749	32,5	9,1	0,4	0,3	3,8	0,3	2,9	1,2	0,7	1,0	4,5	43,3
Dörfer	18	100.454	48,2	3,4	0,3	0,9	10,8	0,1	4,8	9,0	0,4	2,7	5,5	15,9
Davon in den deutschen Dörfern . .	11	29.388	51,8	7,6	0,01	0,48	12,7	0,01	1,6	9,4	0,6	4,5	2,8	8,5

Bei der Untersuchung dieser Zahlenreihen müssen wir feststellen, daß die größte Nachfrage in den Städten die nach Kinderliteratur bildet, die 43,3 Proz. der ausgeliehenen Bücher ausmacht. Dann kommt die Belletristik mit 32,5 Proz. und die allgemeine Abteilung mit 9,1 Proz. In den Dörfern hingegen beobachten wir ein anderes Bild. Hier steht an erster Stelle die Belletristik mit 48,2 Proz., dann kommt die Kinderliteratur mit 13,9 Proz., die Gesellschaftskunde mit 10,8 Proz. und die angewandten Wissenschaften und die Landwirtschaft

mit 9,8 Proz. Das erklärt sich einerseits dadurch, daß in den Stadtbibliotheken mehr Kinderliteratur vorhanden ist (in den Bibliotheken der deutschen Dörfer fehlt die Kinderliteratur z. B. gänzlich), und andererseits sammeln sich in den Städten gewöhnlich mehr Schüler an. Ueberhaupt leiden unsere Bibliotheken große Not an Kinderliteratur. Aber besonders arm sind wir an guter deutscher und ukrainischer Kinderliteratur. Ein wichtiger Umstand ist, daß in den Dorfbibliotheken ein sehr großes Prozent Bücher über Gesellschaftskunde gelesen wird. Das ist besonders erfreulich, da die Nachfrage nach solcher Literatur in den Dörfern diese in den Städten beinahe ums Dreifache übersteigt.

Aus anderen Angaben ist zu ersehen, daß die Bibliotheken sowohl in den Städten, wie

¹⁾ Wenn wir die Abteilungen der Bücher über Gesellschaftskunde untersuchen, so finden wir eine ganz kleine Anzahl von Titeln (nicht mehr als 20—30) in einer mitunter sehr großen Anzahl von Exemplaren. Es sind dies meist aus dem Jahre 1917: die dem Namen „Gesellschaftskunde“ gar nicht entsprechen.
Die Red.

auch in den Dörfern ihre Haupttätigkeit in den Wintermonaten entfalten. Wenn wir die Gesamtzahl der ausgeliehenen Bücher als 100 nehmen, so kommen auf den November 9,7 in den Städten und 12,4 in den Dörfern; im Dezember vergrößern sich die betreffenden Zahlen noch mehr: 9,8 und 20,1, im Januar 11,1 und 13,7, im Februar 13,8 und 12,1 und im März 13,2 und 10,3. Somit sehen wir, daß auf diese 5 Monate in den Städten 57,6 Proz. und in den Dörfern sogar 68,6 Proz. aller ausgeliehenen Bücher kommen. Wenn wir die deutschen Dörfer besonders nehmen, so haben wir auch hier 62,1 Prozent. Für die Städte ist der Monat Februar der arbeitsreichste und für die Dörfer der März, während der stillste Monat für die Stadt der August und für das Dorf der Juli ist.

Zum 1. Januar 1925 gab es in allen Volksbibliotheken 20.182 Leser, davon kamen 11.923 auf die Stadtbibliotheken und 8.211 auf die Dorfbibliotheken. In den deutschen Dörfern gab es überhaupt nur 2.161 Leser. In den Stadtbibliotheken teilten sich die Leser in 56,3 Proz. Männer und 43,7 Proz. Frauen, während in den Dörfern die Frauen nur 32,3 Proz. der Gesamtleserzahl bildeten. In den deutschen Dörfern war das Verhältnis noch ungünstiger (Männer 75,3 und Frauen 24,7 Proz.). Dieses Verhältnis läßt sich nur durch die Rückständigkeit unserer Frauen im Dorf erklären, die nur ganz wenig geistige Bedürfnisse haben. Nach der sozialen Lage teilen sich die Leser folgendermaßen ein: In der Stadt kommt die größte Leserschaft auf die Lernenden (62,2 Proz.), dann auf die Angestellten (23,4 Proz.), und auf die übrige Bevölkerung entfallen 14,4 Proz., davon Arbeiter nur 1,1 Proz. und Bauern 1,2 Proz.

In den Dörfern sehen wir ein anderes Bild. Hier machen den größten Prozentsatz der Leser die Bauern aus (61,1 Proz.). Dann kommen die Lernenden mit 21,5 Proz. und die Angestellten mit 9,1 Proz. In den deutschen Dörfern ist das Verhältnis wieder ungünstiger. Bauernleser gab es nur 45,8, Lernende 20,1 und Angestellte 19,4 Proz. Leser aus den Arbeitern gab es in den Dörfern mehr als in den Städten. Die geringe Zahl der Leser aus den Arbeitern in den Städten ist dadurch zu erklären, daß die Gewerkschaften in ihren Klubs usw. ihre eigenen Bibliotheken besitzen. Die Durchschnittszahl der Leser auf 1.000 Personen der Bevölkerung ist in den Städten 182, in den Dörfern 18, in deutschen Dörfern besonders gerechnet, nur 8. Das ist auch wieder dadurch zu erklären, daß in den Bibliotheken keine guten deutschen Bücher vorhanden sind. Nachdem wir den Bücherbestand, die Zahl der Bücherausleihungen und die Zahl der Leser erfahren haben, können wir die Entfaltung der Tätigkeit der Bibliotheken feststellen, indem wir die Durchschnittszahl der Ausleihungen auf einen Leser mit der Durchschnittszahl des Bücherumsatzes multiplizieren. Auf diese Weise bekommen wir für die Stadtbibliotheken 27,6, für die Dorfbibliotheken 14,4, für die deutschen Bibliotheken besonders ergibt sich die Zahl 8,1.

Zum 1. Januar waren in den Stadtbibliotheken 16 Angestellte, davon 13 Frauen, in den Dörfern hingegen gab es 27, davon nur 7 Frauen.

Im allgemeinen kann gesagt werden, daß der Bildungsgrad der Arbeiter, die in den Stadtbibliotheken angestellt sind, den Bildungsgrad der Arbeiter, die in den Dorfbibliotheken tätig sind, merklich überragt. Das gilt auch hinsichtlich der Dauer der Dienstzeit.

Die wirtschaftliche Lage der deutschen Kolonien des Saratower und Wolfser Bezirks im Jahre 1791.

Von Professor P. G. Ljubomirov.

(Fortsetzung.)

Was uns zuerst beim Durchsehen dieser Tabellen auffällt, ist der Umstand, daß weder die vom Gesetz für die Kolonisten festgesetzte Norm, noch die vorgeschlagenen Proportionen der verschiedenen Arten Ländereien bei der

Zumessung des Landes eingehalten wurden. Fast in allen Kolonien füllte das „zum Ackerbau taugliche Land“ im Jahre 1791 die Landnorm aus, oft sogar im Ueberfluß. Außer den Seelenlandanteilen hatten die Kolonisten, wie

wir weiter sehen werden, noch sogenannte „vom Dorf entlegene unbebaute Ländereien“ (отхожие пустоши) in ihrer Benutzung.

Sehen wir uns einmal den Landbesitz der deutschen Kolonien nach den einzelnen Arten der Ländereien an.

Im Jahre 1775, als die Deutschen sich noch nicht in der neuen Heimat eingelebt hatten und mit den Boden- und klimatischen Verhältnissen noch nicht bekannt waren, erhoben die Kolonisten bei den Revisoren oft Klagen über die Unfruchtbarkeit und Untauglichkeit gerade derjenigen Ländereien, die später als die besten oder wenigstens als gute Ländereien anerkannt wurden. Unter anderem wurden im Jahre 1775 in 11 Kolonien des südlichen Teils des Wolfker Bezirks und in 7 Kolonien des Saratower Bezirks (auf der Bergseite) sämtliche Ländereien oder der größte Teil davon als „für den Ackerbau untauglich“ anerkannt.

Dazu gehörten auch die Ländereien der Dörfer Orogowka, Kaschaty und andere.¹⁾ In den ersten fünfzig Jahren nach der Ansiedlung lernten die Kolonisten das in ihrem Besitz befindliche Land besser kennen. Es gab nach den Angaben des „Atlas“ keine Kolonie mehr, die ihr ganzes Land als „zum Ackerbau untauglich“ bezeichnete. Nur in den Kolonien Ernestinendorf und Zäsarfeld hatte man noch etwa die Hälfte „untauglichen“ Landes und in Boaro und Philippsfeld mehr als die Hälfte. Diese 4 Kolonien gehörten zu einem und demselben Rayon des Wolfker Bezirks. Uebrigens hatte die größere oder geringere Menge des „untauglichen Landes“ keine Bedeutung, wenn der Bauer genug „taugliches“ Land zu seiner Verfügung hatte.²⁾

In bezug auf die Versorgung der einzelnen Familien mit Ackerland können die Kolonien in folgende Gruppen eingeteilt werden:

Tabelle Nr. 5.

Größe des Landanteils auf eine Familie.	Zahl der Kolonien.		Grenze der Schwankungen in den Gruppen.
	Im Saratower Bezirk.	Im Wolfker Bezirk.	
Bis zu 15 Dessj. . . .	1	2	12,8 — 13,6 Dessj.
Von 15—30 Dessj. . . .	3	1	21,7 — 28,6 „
„ 30—40 „	8 ³⁾	17	30,1 — 39,6 „
„ 40—50 „	6 ⁴⁾	3	40,7 — 49,3 „
Mehr als 50 Dessj. . . .	2	2	54,7 — 106,1 „
In allem	20	25	12,8 — 106,1 Dessj.

Somit hatten nur 3 Kolonien von 45 weniger Land auf die Familien, als es nach den Gesetzesbestimmungen von 1764 betrug, nämlich: Jagodnaja Poljana, Bezirk Saratow, Katharinenstadt (jetzt Marystadt) und Beauregardt des Wolfker Bezirks. Aber auch die Landteile dieser Kolonien hatten nur 2,2 Dessj. Land unter der Norm. Andererseits überstieg die zum Ackerbau „taugliche“ Fläche in $\frac{5}{6}$ aller

Kolonien die durch das Gesetz vom Jahre 1764 festgestellte Norm auf eine Familie mitunter $1\frac{1}{2}$ mal und mehr. Besonders große Landanteile auf eine Familie besaßen die Kolonien Philippsfeld (55,7 Dessj.) und Zäsarfeld (78,4 Dessj.) im Wolfker Bezirk und Krutojarowka (54 Dessj.) und Swonarewka (106,1 Dessj.) im Saratower Bezirk.

(Fortsetzung folgt.)

¹⁾ Nach dem zitiert. Artikel Wisarewskis, Seite 10—11.

²⁾ Da uns die Angaben über die Zahl der Bevölkerung fehlen, so müssen wir hier, wie auch später, den Durchschnitt auf eine Familie in Betracht nehmen.

³⁾ In dieser Zahl sind zwei Kolonien, bei denen zusammen mit dem Ackerland auch der Heuschlag angegeben ist: Lipowka 37,9 Dessj. und Lipowka 37,8 Dessj. Nach den Angaben über die Heuschläge anderer angrenzender Kolonien zu urteilen, würden diese zwei Kolonien auch ohne dies, d. h.

nach dem Ackerlande allein, zu dieser Gruppe kommen.

⁴⁾ Auch hier haben wir wieder zwei Kolonien, wo das Ackerland mit den Heuschlägen zusammen genommen worden ist (Kaschaty 41,7 und Stariza 44,2). Aber auch diese Kolonien würden ebenso wie die beiden vorhergenannten zu dieser Gruppe gehören, auch wenn wir das Ackerland allein nehmen. Von den zu diesem Rayon gehörenden Kolonien hat nur Krutojarowka 1,7 Dessj. Heuschlag auf eine Familie und 5 von 10 Kolonien hatten gar keinen Heuschlag.

Kooperation und Landwirtschaft.

Der Worfelmaschinenbau in der Wolgadutschen Republik.

Von D. G.

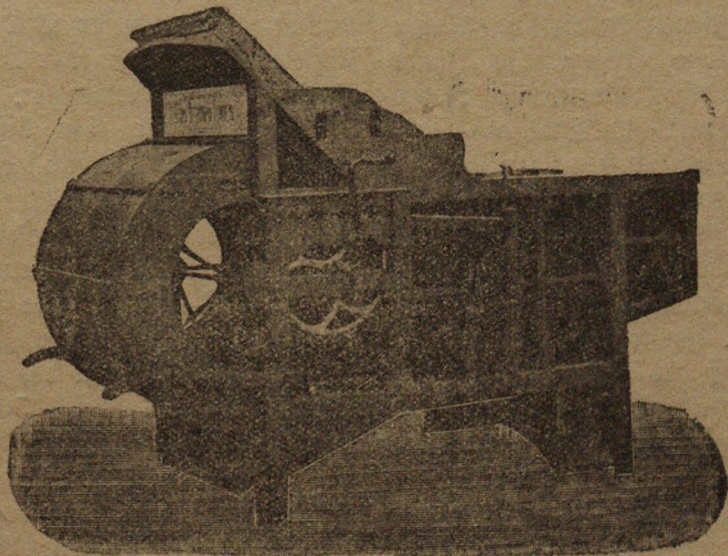
Als handwerksmäßig betriebenes Gewerbe nahm die Herstellung von Worfelmaschinen in der Wolgadutschen Republik ihren Anfang in der Kolonie Grimm des ehem. Schillinger Kreises, Kamyschiner Bezirk, Saratower Gouvernement, — heute des Balzerer Kantons der Wolgadutschen Republik.

Die Geschichte der Entstehung dieses Gewerbes ist in kurzem folgende:

Ein Tischler namens N. Boß hatte die Möglichkeit, sich mit dem Bau von Worfelmaschinen bekannt zu machen, die in dem Mennonitendorf Hansau (das früher zu dem Nowosensker Bezirk, Gouvernement Samara, gehörte, gegenwärtig aber auch zu der Wolgadutschen Republik zählt und zu dem Kanton Kukfus gehört) von der aus Bessarabien dahin

übersiedelten Mennoniten zum Bedarf ihrer eigenen Bauernwirtschaft hergestellt wurden. Die Arbeit dieser Worfelmaschinen gefiel Boß, und er beschloß, ebensolche Maschinen zum Verkauf herzustellen.

Boß hatte viele Schwierigkeiten zu überwinden. Vor allem waren einige metallene Bestandteile sehr schwer zu beschaffen. Sie mußten mit der Hand hergestellt werden. Infolgedessen beendete Boß gemeinsam mit einem Mitarbeiter den Bau der ersten Maschine erst nach Ablauf von 1 $\frac{1}{2}$ Jahren, und zwar im Herbst 1875. Diese Worfelmaschine war das Vorbild der Worfelmaschine, die gegenwärtig unter dem Namen „Колонистка“ („Kolonistin“) hergestellt wird, und wurde sofort für 45 Rubel verkauft.



Worfelmaschine „Kolonistin“.

Die große Nachfrage nach landwirtschaftlichen Maschinen zu jener Zeit und die Möglichkeit, Worfelmaschinen während der Wintertage, an denen der Bauer viel freie Zeit hat, zu Hause herzustellen, gaben den Anstoß zur

Entwicklung des in Frage stehenden Gewerbes, das sich mit der Zeit immer mehr verbreitete und in der Geschichte der Herstellung von landwirtschaftlichen Maschinen eine nicht zu unterschätzende Rolle spielte.

Im Jahre 1876 wurden bereits im Dorfe Grimm in 2 Werkstätten und im Dorfe Bauer in 1 Werkstätte Worfelmaschinen gebaut.

Im Jahre	arbeiten schon	Werkst.
1878	"	10
1879	"	14
1880	"	19
1885	"	78
1890	"	116
1895	"	182
1900	"	278
1905	"	347
1910	"	368

In den letzten Jahren vor dem Weltkrieg bezifferte sich die Produktion von Worfelmaschinen verschiedener Größe, hauptsächlich aber von 16—18, 20 und 24 Werschok, auf etwa 36.000 Stück jährlich. Alle diese Werkstätten waren in der Regel häusliche und wurden von 1—5 Arbeitern einer Familie bedient. Lohnarbeit fand in ihnen selten Anwendung. Dafür war die gemeinsame Arbeit einiger Familien und die Annahme von Lehrjungen stark entwickelt. Im ganzen waren mit dem Bau von Worfelmaschinen an 3000 Handwerker beschäftigt.

Die Produktion erhöhte sich nicht nur zahlenmäßig, sondern verbreitete sich auch auf einen immer umfassenderen Rayon. So gesellte sich, wie wir bereits gesehen haben, im Jahre 1876 das Dorf Bauer zu Grimm. Im Jahre 1877 kam noch Dönnhof hinzu, im Jahre 1878 — Rauh und Huch. Zu Ende des Jahres 1885 fertigte man schon in 9 Dörfern Worfelmaschinen, und zwar: in Grimm, Bauer, Dönnhof, Rauh, Huch, Merkel, Franzosen, Messer und Dittel. Außerdem arbeiteten noch einzelne Handwerker in vielen andern, hauptsächlich deutschen Dörfern. In den ersten Jahren des 20. Jahrhunderts griff das Gewerbe auch auf einige russische Dörfer über. Unter diesen zeichneten sich nachher besonders Melowoje und Nischnaja Bannowka aus.

Mit der Erhöhung der Produktion hielt auch die Vervollkommnung der Konstruktion (des Baues) gleichen Schritt.

Bis zum Beginn der 80-er Jahre bediente die Produktion hauptsächlich den örtlichen Markt, wobei der Verkaufspreis an Ort und Stelle zwischen 40—50 Rubel schwankte. Vom Jahre 1880 beginnt die Worfelmaschine „Колонистка“ auch in anderen Gegenden Ruß-

lands Absatz zu finden, wie z. B. im Kaukasus im Unteren Wolgagebiet, in Westsibirien. Der Verkaufspreis erhöhte sich infolge verstärkter Nachfrage eine Zeitlang bis auf 70 Rubel, worauf er wieder bis auf 40 Rubel sank.

Allmählich entwickelte sich mit der Vervollkommnung der Konstruktion auch eine gewisse Arbeitsteilung. So stellten die einen nur Holzteile, andere nur Metallteile her. Der Bedarf an gußeisernen Teilen wurde durch eine Gießerei, die in Grimm, dem Mittelpunkt des Worfelmaschinenbaues, im Jahre 1900 gegründet wurde, befriedigt. Damit blieben den Handwerkern nur noch die Herstellung der Holzteile, die Zusammensetzung und das Anstreichen zu erledigen.

Eine solche Arbeitsteilung war für das ganze Gewerbe von Nutzen, indem sie die Leistung verbesserte und die Erzeugung verbilligte, was durch die Verkaufspreise der Worfelmaschinen bestätigt wird. Diese wurden in der Mitte der 90-er Jahre an Ort und Stelle zu 30—35 Rubel, in den ersten Jahren des 20. Jahrhunderts sogar nur zu 26—30 Rubel an Ort und Stelle verkauft.

Da der größte Teil der Worfelmaschinenbauer nicht genug Mittel besaß, um rechtzeitig Materialien anzukaufen und mit einer lohnenden Menge Worfelmaschinen ferne Märkte zu besuchen, geriet dieser Teil unter den Einfluß stärkerer Werkstätten oder auch einfach unter den Einfluß der Unternehmer, die die Materialien lieferten und für eine bestimmte Entlohnung die Handwerker für sich arbeiten ließen.

Wie waren nun die Wechselbeziehungen zwischen den Kleingewerblern und den Vermittlern, und wieviel verdienten diese und jene?

Die Kosten für alle zum Bau einer Worfelmaschine erforderlichen Materialien betragen in den ersten Jahren des 20. Jahrhunderts im Durchschnitt 16 Rubel 50 Kop. Der Arbeitslohn des Kleingewerblers, der für den Unternehmer-Vermittler oder für einen bessergestellten Handwerker (ebenfalls Vermittler) arbeitete, betrug 6 Rubel für eine Worfelmaschine. Der Verkaufspreis aber schwankte an Ort und Stelle zwischen 26—30 Rubel. Folglich verdiente der Unternehmer an einer Maschine von 3 Rubel 50 Kop. bis 9 Rubel 50 Kop. oder 15 bis 41 Proz. auf das verausgabte Kapital. Auf entfernten Märkten, wo die Konkurrenz flauer war, hatte der Unternehmer einen noch größere-

ren Gewinn. Man kann mit Bestimmtheit sagen, daß er daselbst 20—45 Proz. Gewinn auf das verausgabte Kapital erzielt.

Unter den Kleingewerblern gab es auch solche, die zwar selbständig arbeiteten und auch die Materialien selbst beschafften, aber beim Absatz mit den bemittelteren Aufkäufern nicht konkurrieren konnten und ihnen die Worfelmaschinen für den niedrigsten örtlichen Preis von 26 Rubel verkauften, wobei sie einen Arbeitslohn von 7 Rbl. bis 9 Rbl. 50 Kop. erzielten. Infolge der großen Konkurrenz verminderte sich jedoch die Zahl solcher Handwerker von Jahr zu Jahr, und zum Jahre 1910 arbeiteten die meisten zu Hause für Unternehmer. Weder Kassen der gegenseitigen Hilfe, noch Versicherungsanstalten erleichterten den Handwerkern ihren Beruf, und von Entschädigungen für Unfälle oder Krankheiten konnte bei einer solchen Sachlage natürlich keine Rede sein.

Wenn wir die von einem Handwerker hergestellten Worfelmaschinen durchschnittlich auf 10—15 Stück festsetzen, finden wir, daß seine Einkünfte während der 6—7-monatigen Saisonarbeit 60—90 Rubel betragen, im Monat also 10—15 Rubel. Nur ein selbständiger Handwerker war imstande, während derselben Zeit bis 142 Rubel 50 Kop., also an 23 Rbl. 70 Kop. im Monat zu verdienen.

In den ersten Jahren des 20. Jahrhunderts faßte die Kamyschiner Landschaft den Entschluß, die kleingewerblichen Worfelmaschinenbauer mit den notwendigen Materialien zu versehen, sowie auch den Absatz ihrer Erzeugnisse in die Hand zu nehmen; doch konnte sie das ganze Gewerbe nicht umfassen und keinen nachdrücklichen Einfluß auf die Steigerung des Arbeitslohns der Kleingewerbler einerseits und auf die Verbilligung des Preises der Worfelmaschinen andererseits ausüben.

(Schluß folgt.)

Das Unkraut auf den Getreidefeldern und die Kampfesmaßnahmen dagegen.

(Nach den Arbeiten der Krasny-Ruter landwirtschaftlichen Versuchstation.)

Von A. Kubarewa, Agronom.

Was ist Unkraut?

Unkraut nennen wir alle Pflanzen, die gleichzeitig mit dem gesäten Getreide auf unseren Feldern wachsen. Außer dem wilden Unkraut müssen wir die Gerste im Weizen, den Weizen in der Hirse und überhaupt alle Pflanzen mit Ausnahme derer, die auf dem betreffenden Feld gesät wurden, als Unkraut ansehen. Aber in diesem Aufsatz werden wir unsere Hauptaufmerksamkeit nur den wilden Unkräutern zuwenden.

Der Schaden vom Unkraut.

Das Unkraut bringt den Saaten einen ungeheuren Schaden. Alle Pflanzen beziehen durch ihre Wurzeln aus dem Boden die zu ihrem Wachstum nötige Nahrung und Feuchtigkeit. Im Boden ist aber sowohl von dieser, als auch von jener nur eine beschränkte Menge

vorhanden. Im mittleren und nördlichen Rußland leiden die Pflanzen häufig an Nahrungsmangel und in unserer Gegend am häufigsten an Wassernot. Bei uns sind die Jahre, in denen genügend Regen für die Pflanzen niedergehen, nur sehr selten. Am häufigsten reicht die Feuchtigkeit nur zu einer geringen Ernte von etwa 30—40 Pud Körnern und 60 bis 80 Pud Stroh aus. Und nicht selten sind sogar Jahre mit so wenig Regen, daß das Getreide entweder gänzlich zugrunde geht oder nur den Samen gibt.

Indem das Unkraut auf dem Felde neben dem Getreide wächst, nimmt es diesem auch das bißchen Feuchtigkeit, das im Boden enthalten ist. Die Wurzeln des wilden Unkrauts sind stärker als die des gesäten Getreides und nehmen das Wasser viel energischer auf. Da das Unkraut aus einheimischen Pflanzen besteht,

so ist es besser an die hiesigen klimatischen Verhältnisse angepasst als das Getreide. Deshalb sehen wir auch, daß sich das Unkraut in trockenen Jahren, wenn das Getreide verdorrt, ganz gut entwickelt. Das Getreide aber, das auf guten feuchten Böden rechtzeitig und mit guten Samen gesät wird, ersticht das Unkraut. Es ist daher erklärlich, daß auf den verunkrauteten Feldern das Getreide stärker von der Dürre zu leiden hat als auf reinen Feldern.

Und doch sind die Felder in unserer Gegend durch die ordnungslose Wirtschaftsführung sehr verunkrautet. Es genügt darauf hinzuweisen, daß sich der wilde Hafer bei einer ununterbrochenen, von Jahr zu Jahr anhaltenden Besäung der Felder mit ein und denselben Getreidearten — Roggen, Weizen und Gerste (hauptsächlich bei den beiden letzten Arten) — sehr schnell vermehrt, so daß die Weizenfelder häufig zu Heu gemäht werden müssen, da man den Weizen vor Unkraut nicht sieht. Es ist allbekannt, welche große Verbreitung die Disteln (*Mulgedium tataricum*), die Binden (*Convolvulus arvensis*), der Bisam- oder Bärenklee (*Melilotus officinalis* und *albus*), die Quecken (*Agropyrum repens*) und die Melden (*Chenopodium urbicum* und *album*) auf unseren Getreidefeldern finden.

Ueber den Einfluß des Unkrauts auf die Getreideernten und den Schaden, der dadurch in unserer Wolgagegend angerichtet wird, haben

wir keine Angaben zur Hand. Deshalb benutzen wir die Angaben der Zekaterinoslawer, Charjower, Woronescher und hauptsächlich der näheren Saratower und Busuluker Versuchstation.

„Im Jahre 1910 sammelte das Zekaterinoslawer Landamt Angaben über die Größe des durch den wilden Hafer den Bauern zugefügten Schadens, wobei es sich herausstellte, daß die Bauern infolge der Verunkrautung einen Schaden von 23 Millionen und die Großgrundbesitzer von 10 Millionen Rubel jährlich erlitten. Wenn wir annehmen, daß die Bauern jährlich eine Ernte von 80 Millionen Rubel und die Gutsbesitzer von 70 Millionen Rubel einheimsten, so sehen wir, daß die Bauern jährlich den vierten Teil und die Gutsbesitzer den siebenten Teil ihrer Ernte durch Verunkrautung ihrer Felder verloren. Die Berechnung des Schadens durch den wilden Hafer in Geld ergab für das Zekaterinoslawer Gouvernement allein über 20 Millionen Rubel.“¹⁾ Einen solchen ungeheuren Schaden bringt eine Art Unkraut nur in einem Gouvernement. Im Busuluker Bezirk des Gouvernements Samara war der Fehlbetrag der Ernte infolge der Verunkrautung für das Jahr 1924 auf einer Dessj. 25 Rub., was für den ganzen Bezirk 8 Millionen Rubel ausmachte. Aus diesen kurzen Angaben kann man sich eine Vorstellung machen, welchen Schaden der ganze Bund der Käte-republiken durch das Unkraut erleidet.

(Fortf. folgt.)

Die Tätigkeit der Krasny-Kuter landwirtschaftlichen Versuchstation für das Jahr 1924.

Von den Agronomen K. P. Milowanow, P. N. Konstantinow, A. W. Kubarewa und W. S. Bystraw.

(Fortsetzung.)

Die Dichtigkeit der Wolkenschicht.

Die durchschnittliche tägliche Dichtigkeit der Wolkenschicht betrug 5.6. Bezeichnend ist der Umstand, daß die größte Dichtigkeit der Wolkenschicht in den Monat Januar fällt (8.1) und die geringste in den Monat September (3.7) und Juni (4.0). Dieser Umstand bewirkte eine verstärkte Insolation (Bestrahlung durch die Sonne) der Pflanzen, wodurch deren Wachstumsperiode verkürzt wurde.

Die Winde.

Die Verteilung der Winde ergänzen die kraft hervortretende Dürre des Jahres 1923—24. Die südöstlichen Winde waren die vorherrschenden, wie nach ihrer Zahl, so auch nach der Stärke. In den Monaten April und Mai bewirkten sie das Austrocknen des Bodens.

Es muß bemerkt werden, daß während der Wintermonate die starken Winde aus

¹⁾ S. S. Solotarjew, Das Unkraut auf den Getreidefeldern und seine Ausrottung.

verschiedenen Richtungen wehten, infolgedessen zu Frühlingsanfang die Schneemasse ziemlich gleichmäßig verteilt war.

Der Luftdruck.

Bezüglich der Höhe des Luftdrucks ist das Jahr 1923—24 insofern bezeichnend, daß während der Wintermonate der Luftdruck stieg und in den Sommermonaten fiel. Der durchaus höchste Luftdruck für das ganze Jahr entfällt auf den Monat März (777.2 mm.) und der niedrigste (732.7 mm.) auf den Monat Oktober.

Die Selektionsabteilung.

Im verflossenen Jahr beschäftigte man sich auf der Krasny-Ruter landwirtschaftlichen Versuchstation mit der Auswahl verschiedener Sorten von Winter- und Sommerweizen, Gerste, Wüsterkammgras und Luzerne. Auf den Versuchsfeldern wurden außer diesen Getreidearten noch Hirse, Hafer, Mogyar, Sudangras, Bohnen und Mais gesät.

Der Winterweizen.

Versuche mit Anbau von Winterweizenforten werden schon seit dem Jahre 1911 angestellt. Die Zahl der ausgeschiedenen reinen Linien beträgt 2500. Nach dem Brackieren einiger Arten (in den ungünstigen Jahren) verringerte sich ihre Zahl auf 36, die auch im Laufe einiger Jahre erprobt werden. Hoffentlich werden diese Linien eine starke Verbreitung unter der örtlichen Bevölkerung finden und den Roggen als eine minderwertige Getreideart verdrängen. Die besten Arten Winterweizen leiden vom Glatteise gewöhnlich dann, wenn auch der Winterroggen leidet. Die Selektion (Auswahl) des Winterweizens wird hauptsächlich auf dessen Widerstandsfähigkeit gegen Fröste und Glatteis hin untersucht und danach erst auf Ertragsfähigkeit.

Das Ausäen des Winterweizens wurde am 30.—31. August bei trockenem Wetter und in ziemlich trockenem Boden begonnen. Dank der ziemlich tiefen Bearbeitung ging der Weizen verhältnismäßig schnell auf (am 3.—7. September), aber durch die Trockenheit und die leichte Verunkrautung des Bodens stellten sich die Saaten ziemlich bunt: Auf der Aprilbrache war diese Buntheit viel größer als auf den andern Brachen.

Beim Eintritt des Winters war die Saat schon ziemlich erstarrt. Die Dichtigkeit der

Stauden erreichte 5—13. Das eingetretene Glatteis beschädigte einige Arten stark. An schwächeren Stellen, hauptsächlich an den südlichen Abhängen, gingen die Saaten von 20 bis 30 Prozent zugrunde.

Die Kontrollart mit einer niedrigen Widerstandsfähigkeit ging an den südlichen Abhängen zu 90 Prozent, an den nördlichen Abhängen zu 30—40 Prozent zugrunde. Von 36 Versuchsarten wiesen 8 (Nr. 580, 574, 531, 52, 57, 648, 597 und 476) keinen Abgang auf; fünfzehn Arten (Nr. 478, 527, 569, 575, 743, 73, 183, 641, 346, 609, 667, 670, 463 und 616) wurden nur teilweise beschädigt vier Arten (Nr. 490, 523, 359 und 598) wiesen einen Schaden von 1 bis 5 Prozent auf, zwei Arten (Nr. 80 und 389) einen Schaden von 6 bis 10 Prozent; die übrigen 8 Arten (Nr. 85, 129, 627, 635, 636, 655, 656, 661) büßten von 10 bis 50 Prozent ein. In Zukunft sollen nur noch mit 22 Arten Versuche angestellt werden.

Zwölf der besten Arten sind zur weiteren Erprobung dem Büro zur Einführung und Vermehrung neuer Getreidearten übergeben worden.

In früheren Jahren wurde keine bestimmte Abhängigkeit zwischen der Widerstandsfähigkeit gegen Frost und den äußeren Merkmalen beobachtet. Im verflossenen Jahr wurde eine gewisse direkte Abhängigkeit zwischen der geradestehenden Form der Stauden und der Widerstandsfähigkeit bemerkt ($r = + 0.7601 = 0.0467$).

Die Wachstumsperiode im Frühling begann am 11. April. Infolge der trockenen Winde und des regenlosen Frühlings und Sommers waren die Wachstumsverhältnisse für den Winterweizen sehr ungünstig. Der Roggen bekam die Aehren in der Zeit vom 22. bis 23. Mai, der Weizen vom 3.—4. Juni; die völlige Reife erlangte der Roggen am 2. Juli, der Weizen am 5.—6. Juli.

Für den Roggen kann die Wachstumsperiode auf 83 Tage und für den Weizen auf 85—86 Tage festgestellt werden.

Wir bringen hier eine Tabelle über den Ernteertrag und die Natur der gegen Frost widerstandsfähigen Arten, sowie die durchschnittlichen Ergebnisse für den Zeitraum von 6 Jahren.

Nr. Nr. der Linien.	Getreidearten.	Der Ernteertrag von einer Kronsdessj. in Pudzahlen.		Der mittlere Körnerertrag für 6 Jahre.	Die Natur des Getreides.			
		Körner.	Stroh.		1924.		Durchschnittlich	
					Natur.	Das Gewicht in Soj.	Natur.	Das Gewicht in Soj.
478	Milturum.	15.67	106.43	55.94	9.14	20.3	9.32	24.0
580	"	20.55	95.73	57.65	9.07	20.4	9.16	21.1
527	"	20.15	108.25	64.11	9.12	20.4	9.23	24.4
Die Durchschnittszahl für 5 Linien		17.48	104.80	58.09	9.11	20.59	9.20	23.1
574	Intescens	14.19	115.41	56.70	9.13	19.1	—	22.0
531	"	18.24	95.16	67.79	9.13	20.7	9.13	22.4
569	"	13.56	85.44	54.66	9.11	18.4	9.16	21.8
575	"	23.29	105.61	67.51	9.11	20.9	9.23	23.6
743	"	24.92	94.28	38.39	9.0	18.5	9.07	21.8
Die Durchschnittszahl		18.84		57.01	9.09	19.3	9.15	22.3
52	Erythrospermum	26.32	113.88	58.61	9.24	21.2	9.28	26.6
57	"	36.89	116.81	75.97	9.16	19.7	9.33	28.2
73	"	19.64	103.76	63.67	9.18	21.8	9.27	24.9
183	"	28.09	108.21	52.01	9.23	22.4	9.30	23.5
641	"	18.65	93.85	58.81	9.25	21.7	9.22	24.4
648	"	14.35	98.95	69.22	9.14	25.3	9.15	25.6
Die Durchschnittszahl für 15 Linien		23.98	104.22	64.31	9.26	23.2	9.29	26.4
346	Ferrugineum	19.22	94.91	57.31	9.21	21.1	9.35	26.6
597	"	21.30		69.20				
609	"	18.10	100.5	60.55	9.22	22.3	9.19	24.4
667	"	16.90	110.5	60.62	9.28	21.9	9.25	24.2
670	"	17.03	77.87	57.81	9.21	20.9	9.17	24.2
Das Durchschnittsergebnis für 8 Arten		16.84	93.96	59.80	9.21	23.0	9.23	26.3
463	Alborubrum	25.40	111.60	51.35	9.23	19.6	9.15	25.7
476	"	14.70	90.0	65.83	9.12	18.7	9.22	24.7
Das Durchschnittsergebnis		20.05	100.8	58.59	9.18	38.3	9.18	25.2
616	Sardoum	26.80	103.72	56.38	9.25	19.2	9.28	25.2
Der Ernteertrag für 2 Jahre.								
Lambower Roggen		23.47	122.23	51.77	8.05	8.7	8.23	13.2
Roggen der Krasny-Kuter Versuchs-Station		32.08	118.56	52.56	8.09	15.5	8.28	16.6

Aus dieser Tabelle ersehen wir, daß gehört nach ihrer Ertragsfähigkeit und Wi- nach der Ertragsfähigkeit und der Natur der derstandsfähigkeit gegen Frost auch die beste Körner der russische Weizen Erythrospermum Abart unter Nr. 57. die erste Stelle einnimmt. Zu dieser Art

(Fortsetzung folgt)

Wie man sich selbst eine kleine Baumschule anlegt.

Von Heinrich Rüger, Agronom.

Vorwort.

Im Unteren Wolgagebiet ist der Gartenbau besonders stark in den nahe am Ufer der Wolga liegenden Dörfern verbreitet. In den Dörfern, die weiter abwärts von der Wolga in der Steppe liegen, ist er weniger verbreitet, weil man daselbst das Obst nur zu eigenem Gebrauch kultiviert. Hier wie dort befanden sich aber unsere Gärten von jeher in einem ziemlich verwahrlosten Zustande, und gegenwärtig kann man das Wort „Garten“ in vielen Fällen mit dem Worte „Hospital“ ersetzen; denn an 75 Proz. aller Bäume sind durch eine schlechte Behandlung in einen solchen Zustand gekommen, daß sie nicht mehr als gesund und einträglich betrachtet werden können. Dieser Niedergang der Gärten wurde durch den Weltkrieg und den Bürgerkrieg verursacht. Während des Krieges war sogar eine geringfügige Pflege der Gärten nicht möglich, und so gingen sie nach und nach zugrunde.

Jetzt steht den Gärtnern und allen, die diesen Zweig der Landwirtschaft heben wollen, eine große Arbeit bevor. Jetzt nach dem Kriege und nach den ersten stürmischen Jahren der Revolution sehen nicht nur die gebildeten Obst- und Gartenbauer, sondern auch diejenigen, die bisher dachten, der Garten sei ein Vergnügen und bringe ohne Arbeit Früchte, daß nur der Garten nützlich und vorteilhaft ist, der stets sorgfältig gepflegt wird. Eine richtige Pflege kann nur der Gärtner leisten, der eine genügende Vorstellung vom Leben des Baumes hat und ihn auch technisch gut behandeln kann. Deshalb muß nicht nur die Kultur des Gartens, sondern auch die des Gärtners und überhaupt unserer ganzen Wirtschaft gehoben werden. Wollen wir hoffen, daß uns dies mit der Zeit gelingen wird. Wir stellen uns für jetzt die Frage, was man mit unseren jämmerlichen Gärten anfangen muß. Vor allem muß deren Pflege besser gestellt werden, und die abgestorbenen Bäume müssen nach und nach durch junge, gute ersetzt werden.

Setzmaterial ist gegenwärtig fast keins zu bekommen, und wenn man solches auch erhalten kann, so ist nicht jeder Gartenbesitzer imstande, es zu kaufen. Wenn er es aber auch

kaufen kann, so hat er keine Gewißheit, daß er die richtigen, zweckentsprechenden Sorten bekommt; denn es ist kein Geheimnis, daß viele Baumschulen untaugliche Setzlinge ablassen. Da ist es am besten, wenn sich der Gartenbauer das nötige Material selbst in seiner Baumschule heranzieht und sich die Sorten anlegt, die er braucht. Um dem Gartenbauer in dieser seiner Arbeit behilflich zu sein, wollen wir die nötigen Begriffe vermitteln, wie eine kleine Baumschule anzulegen und zu behandeln ist.

Warum hat man eine eigene Baumschule nötig?

Wenn jemand früher einen Garten pflanzen wollte, brauchte er nur Anfragen in größeren Baumschulen zu machen, und man schickte ihm sogleich von verschiedenen Orten eine große Anzahl Kataloge, aus denen er sich die Sorten auswählen konnte, die ihm am besten gefielen. Solche Kataloge boten eine große Auswahl von Sorten, die als „neue“, „außerordentlich fruchtbare“, „winterfeste“ usw. gepriesen wurden. Doch nach der Anpflanzung sah sich der Besteller oft enttäuscht; denn die „gepriesenen“ Sorten waren häufig nicht wert, daß man ihnen im Garten einen Platz einräumte. Das kam daher, daß alle Baumschulen nur Handelszwecke verfolgten und dabei oft keine Mittel scheuten, ihr Material los zu werden. Als einen Rayon, der in unserer Gegend viel Setzmaterial abließ, kann man den von Solotoje nennen. Dort wurden große Mengen von Material kultiviert; doch die Güte der Sorten war zweifelhaft. Wenn man aber seine eigene Baumschule hat, ist man vor solcher Enttäuschung gesichert und kann nur erprobte Sorten heranziehen. Man kennt das Setzmaterial von vornherein und kann es in den erwünschten Formen und Mengen bauen. Doch erfordert das nicht wenig Arbeit und Kenntnisse. Aber wenn man ein zweifelhaftes Material in den Garten setzt und sich nach drei bis vier Jahren enttäuscht sieht, war die Arbeit nicht weniger und dabei verloren. Die Kenntnisse zur Anlegung und Behandlung einer Baumschule kann sich jeder einsichtsvolle Gärtner durch die betreffende Literatur erwerben. Wenn ihm ein manches Verfahren nicht ge-

lingen will, so hat er immer die Möglichkeit, jemand zu fragen, es sich zeigen zu lassen usw.

Wir wollen hier das Bild einer Baumschule allmählich herstellen, indem wir geschichtlich vorgehen und das ganze Leben des jungen Baumes von der Saat des Kerns bis zum Anpflanzen des Bäumchens im Garten möglichst vollstündlich beschreiben.

Auswahl des Ortes und Bodens für die Saatbeete.

Wenn man irgend eine Arbeit beginnt, muß man sich vor allem gut Rechenschaft geben können, wozu und wie diese Arbeit getan werden muß. Das ist bei jeder Arbeit wichtig, ganz besonders aber beim Anlegen eines Gartens oder einer Baumschule. Auf die erste Frage wird ja ein jeder Gärtner oder Gartenbesitzer antworten können; doch auf die zweite werden viele stocken oder überhaupt schweigen.

Solange aber keine klare Antwort auf die zweite Frage gegeben ist, kann man nicht erfolgreich zu arbeiten anfangen.

Ich glaube, daß in keinem Zweige der Landwirtschaft oder irgend eines anderen Geschäftes so oft gegen die zweite Frage gefehlt wurde wie im Gartenbau. Und doch lassen sich solche Fehler gerade hier nicht leicht gutmachen. Die schlimmen Folgen werden später immer größer und bringen zuletzt bittere Enttäuschungen. Bei einem Fehler auf dem Felde ist's nicht so schlimm; denn er wird sich höchstens nur ein

bis zwei Jahre lang fühlbar machen. Im Garten aber oder in der Baumschule wird ein Fehler sehr lange nachwirken. Als Beispiel solcher Fehler möchte ich folgendes erzählen. Ein in der Literatur bekannter Gartenbauer teilte mir mit, daß er einen schon nicht mehr jungen Kirschgarten bekommen habe, der erbärmlich schlechte und wenig Früchte trage. Die Bäume waren zu dicht gesetzt, und zwar nur 1—1½ Arschin von einander. Deshalb erntete er nie mehr als 15—25 Pud Kirschen. Nachdem er aber die Hälfte der Bäume ausgehauen hatte, verbesserten sich die Verhältnisse für die übriggebliebenen Bäume derart, daß er im nächsten Jahr 100 Pud Kirschen bekam. Es wurde noch ein Viertel der übriggebliebenen Bäume ausgehauen, und im dritten Jahr betrug die Ernte 150 Pud. Um regelrechte Zwischenreihen zu erhalten, wurde noch ein Viertel ausgehauen, und so wurden die Ernten bis auf 200 Pud erhöht. Somit sehen wir, daß der falsch angelegte Garten in den Händen eines guten Gärtners erst nach 4—5 Jahren seine richtige Ertragsfähigkeit erhielt. Die Zahl der Bäume war auf $\frac{2}{3}$ verkleinert, und die Ernten wurden um 8 Mal erhöht. So kann man manche Fehler nur nach vielen Jahren verbessern; es gibt auch solche Fehler, die sich überhaupt nicht verbessern lassen, so daß man am besten alle Bäume aushaut und sie mit jungen ersetzt, z. B. wenn die Bäume allzu tief gesetzt sind.

(Fortsetzung folgt.)

Der Strengel der Pferde.

Von E. Rapoport, Veterinärarzt.

Der Strengel (die Drujenkrankheit oder die Kehlsucht) ist eine sehr ansteckende Krankheit, die nur bei den Einhufern vorkommt. Am empfänglichsten für diese Krankheit ist das Pferd, nach ihm kommt das Maultier und dann der Esel. Am häufigsten tritt die Krankheit bei jungen Tieren (von 1 Monat bis zu 5 Jahren) auf. Die älteren Pferde erkranken selten daran, und zwar nur dann, wenn die Krankheit sich in eine Seuche verwandelt. Dieses erklärt sich dadurch, daß die älteren Pferde, die

die Krankheit schon einmal überstanden haben, in ihrem Organismus ein Gegengift gegen eine neue Ansteckung besitzen.

Die Fälle der Ansteckung an dem Strengel sind insolge seiner großen Verbreitung sehr häufig, so daß ein junges Pferd nur selten einer Ansteckung entgeht und die Widerstandsfähigkeit der älteren Pferde gegen die Ansteckung nur diesem Umstande zugeschrieben werden muß. Wenn auch ein solches Pferd an dem Strengel erkrankt, so übersteht es die Krankheit viel leichter.

Die Krankheit ist über die ganze Erde verbreitet, nur Island weiß bis jetzt noch nichts von ihr. Nach den Volksansichten ist der Strengel für das Pferd ebenso unvermeidlich wie die Masern bei den Menschen. Die Ansteckung wird durch eine kleine runde Mikrobe (den Koffus) hervorgerufen, die sich in großer Anzahl in dem Eiter der Strengelgeschwüre und dem Nasenausfluß der kranken Tiere vorfindet. Daher geschieht auch die Ansteckung am häufigsten durch den Eiter und den Nasenausfluß.

Die Ansteckung geschieht entweder durch die unmittelbare Uebertragung des Eiters eines kranken Tieres auf die Schleimhaut oder die Hautwunden der gesunden Tiere oder durch die Luft, in der Teilchen des Eiters mit Mikroben oder auch einzelne Mikroben enthalten sind. Häufig geschieht die Ansteckung auch durch das gemeinsame Tränken und Füttern des Viehs, durch schmutzige Streu, besudeltes Pferdegeschirr und durch die Kleidung und Fußbekleidung der Menschen, die das kranke Vieh behandeln. Gewöhnlich sind die Menschen die Verbreiter der Krankheit.

Die Ansteckung geschieht, wie schon flüchtig angedeutet wurde, durch Eindringen der Strengelkugeln durch die kleinsten Wunden, Schrammen und wundgeriebene Stellen der Haut oder noch leichter durch die Schleimhäute der verschiedenen Körperteile: der Augen, der Nase, des Mauls und der Geschlechtsorgane. Gelangen die Ansteckungskeime der Krankheit auf solche Stellen, so werden sie dort aufgehalten, rufen Entzündungen hervor und dringen allmählich immer tiefer in die lymphatischen Drüsen (kleinen Blutgefäße). In diesen Drüsen beginnen sich die Erreger der Krankheit stark zu vermehren und rufen eine lokale (örtliche) Geschwulst und Eiterung hervor. Durch die lymphatischen Blutgefäße verbreitet sich die Krankheit sodann über den ganzen Körper und erzeugt Katarrh (Entzündung der Schleimhäute) und Geschwülste. Der beliebteste Ort des Auftretens dieser Krankheit sind die Schleimhäute der Atmungsorgane: der Nase und der Kehle. Von hier verbreitet sich die Krankheit oft auf die Lungen, den Darmkanal und die inneren Organe, sogar auf die Gelenke und das Gehirn.

Vorbedingungen zu einem örtlichen Auftreten der Krankheit bieten sogar durch leichte

Stöße und Schläge hervorgerufene Verwundungen. Daher entzündet sich auch bei den strengelkranken Tieren jede mechanische Beschädigung der Haut sehr stark und sondert eine große Menge Eiter ab.

Aus diesem Grund dürfen an solchen Tieren keinerlei Operationen vorgenommen werden. Auch dürfen kranke männliche Tiere vor der völligen Heilung nicht kastriert (geschnitten) werden.

Der Grad der Entwicklung der Krankheit hängt von der Kraft und der Lebensfähigkeit der Strengelkugeln oder von der größeren oder geringeren Widerstandsfähigkeit des Organismus der erkrankten Tiere ab, sowie von der Fähigkeit des Muskelgewebes und des Bluts der Tiere, gegen die Krankheit anzukämpfen. Sind die Mikroben nicht besonders stark und das Muskelgewebe geschmeidig und fest, so beschränkt sich gewöhnlich die Krankheit auf eine kleine Fläche des Körpers, und die Krankheitserreger werden nach dem Eindringen in das Blut der Tiere von den weißen Blutkörperchen, die in dem Tierorganismus die Rolle der Gesundheitspolizei spielen, sofort verschlungen und getötet. Ist der Organismus jedoch schwach und blutarm, so haben die Mikroben freien Spielraum und vermehren sich schnell, indem sie die Hauptorgane anstecken. Die Ernährung und der Blutkreislauf des Organismus werden gestört; das Tier magert immer mehr ab, und schließlich tritt der Tod ein.

Die Kennzeichen der Krankheit stehen in enger Verbindung mit der Stärke der Ansteckung.

Als erstes Kennzeichen kann das Fieber betrachtet werden, das den Kampf des Organismus mit den eingedrungenen Ansteckungskeimen anzeigt. Das Fieber beginnt am 4.—8. Tag nach der Ansteckung; die Zeit von dem Eindringen des Erregers bis zu Beginn des Fiebers nennt man die versteckte Form der Krankheit. Das Fieber wird stets von einem welken, traurigen Zustande, Verminderung und zuweilen von gänzlichem Fehlen des Appetits begleitet.

Fast gleichzeitig oder nach 1—2 Tagen stellen sich Anzeichen von Schnupfen oder Katarrh der Nase ein. Die Schleimhaut der Nase rötet sich und ist entzündet. Während sie zu Anfang trocken ist, sondert sie später eine helle wasserähnliche Flüssigkeit tropfenweise

ab. Die Flüssigkeit wird nach und nach dicker, trübe und verwandelt sich in Eiter. Das Pferd schnaubt (prustet) und niest oft.

Häufig kommt noch Husten hinzu, was darauf hinweist, daß die Kehle schon angegriffen ist. Beim Husten oder Niesen werden ganze Klumpen Eiter ausgeschieden. Zu gleicher Zeit wird auch das Rötten und Entzünden der Augen und der Schleimhäute des Mauls beobachtet. Die Augen tränen und sondern ebenfalls Eiter ab.

Bisweilen kommen weiter keine Krankheitserscheinungen vor, und das Pferd wird nach 1—2 Wochen wieder völlig gesund.

Häufiger jedoch schwellen gleichzeitig mit

dem Auftreten des Schnupfens die Unterkinn- drüsen an, werden allmählich größer im Umfang, hart, heiß und verursachen dem Pferd, wenn man sie berührt, heftige Schmerzen. Das kranke Tier hält den Hals gestreckt und unbeweglich. Nach einigen Tagen kann man an den angeschwollenen Drüsen weiche Stellen fühlen, die aufbrechen und eine Menge Eiter absondern.

Nachdem der Eiter ausgelaufen ist, läßt das Fieber nach, die Entzündung verschwindet, der Schleim wird dünner, und die Absonderung hört allmählich auf. Die Wunde wächst wieder zu, der Appetit kehrt zurück, und es tritt völlige Heilung ein.

(Schluß folgt.)

Die amerikanische Flaum-Esche

als zukünftiger Waldbaum Ost-Europas.

Von Prof. Emil Meyer, Moskau.

In „Uns. Wirtsch.“ vom Jahre 1922, Seite 519, machte ich auf die Bedeutung der amerikanischen Esche¹⁾ als Waldbaum für das Mittlere und Untere Wolgagebiet aufmerksam. Durch Widerstandsfähigkeit gegen Kälte und durch Bevorzugung eines trockenen Bodens wird dieser Baum in unserem trockenen Klima ganz bestimmt gut gedeihen. Anbauversuche, die man bereits vor vielen Jahren in Deutschland gemacht hat, haben ergeben, daß die amerikanische Esche bedeutend anspruchsloser ist als unsere europäische Esche. Diese ist auch bei uns angepflanzt, z. B. in Stephan bei dem Schulhause. Unser Gebiet ist als die südöstlichste Grenze der Verbreitung der europ. Esche zu betrachten. Im Nordosten, z. B. im Ural, kommt die europäische Esche nicht mehr vor. Dort hatte ich aber im Jahre 1916 während meines Aufenthaltes in Perm die Gelegenheit, stattliche Bäume der amerikanischen Flaum-Esche zu bewundern. Nicht überall wird bekannt sein, daß z. B. die weiße Akazie auch eine Amerikanerin ist und im 17. Jahrhundert nach Europa eingeführt wurde. Jetzt ist die weiße Akazie ein Glied der einheimischen Flora und in den südrussischen Steppen ein wertvolles Nutzholz geworden. Solche Beispiele von Pflanzen, die durch Menschenhand aus anderen

Ländern nach hier verbreitet wurden, könnte ich noch viele anführen.

Da die amerikanische Esche auch als Nutzholz so gute Eigenschaften besitzt, ließ ich im Winter 1922 und 23, gleich nach dem Erscheinen meines Aufsatzes in „Uns. Wirtschaft“, auf trockenem Sandboden Samen dieser Esche für meine beschränkten Mittel sammeln. Nach Untersuchung auf Keimfähigkeit sandte ich 2 Säcke Samen durch die hies. deutsche Vertretung der Wolgabedeutschen mit einem Begleitschreiben an die Gebiets-Landabteilung, jetzt Kommissariat für Landwirtschaft, nach Pokrowsk. Die Samen sowie mein Schreiben nahm der Kurier des Gebietsvollzugskomitees mit. Da ich persönlich keine Antwort von dort erhielt, so bat ich bald darauf den ehem. Schriftleiter „Unserer Wirtschaft“, Gen. Kothermel, Erkundigungen darüber einzuziehen, aber trotz seiner Anfrage konnte er mir keine nähere Mitteilung über diesen Samen machen.

Zimmerhin gebe ich mich der Hoffnung hin, daß diese gesandten Samen, schon wegen der großen Bedeutung für Anbauversuche, Verwendung gefunden haben, und es wäre daher erwünscht, das Resultat in unserer Presse zu erfahren. Weiter wäre von Wichtigkeit, daß diese Versuche nochmals wiederholt würden, um der amerikanischen Esche eine größere Verbreitung zu sichern.

¹⁾ Vergl.: „Bäume und Sträucher unserer deutschen Wolgafolonien“, von Emil Meyer, S. 66.

Aus Stadt und Dorf.

Korrespondenzen.

Saratow. Kirchlicher Zerfall. Wie unseren Lesern wohl bekannt sein wird, stand in diesem Frühjahr über der Saratower Lutherischen Kirche ein starkes Ungewitter. Es blitzte und donnerte darin; aufgeregte, zorngefüllte Menschen, sogenannte „Gläubige“, standen sich mit geballten Fäusten gegenüber, schimpften und lärmten derart, daß die Miliz im Bestande von 6 Mann herbeieilen mußte, um Mord oder Totschlag zu verhüten. Der Vorsitzende der Versammlung und der anwesende Pastor wurden in das Milizamt abgeführt, wo über den Skandal ein Protokoll aufgestellt wurde. Gegenwärtig hat sich das Gewitter entleert. In Saratow ist es stiller geworden, ja es ist vorauszusetzen, daß auf einige Jahre daselbst Grabesstille eintreten wird. Das Konsistorium hat beide sich gegenseitig „beißenden“ Pastoren abgesetzt. Dem einen hat es zwar irgendwo im Süden Rußlands „als Unschuldigen an der Rauferei“ eine andere Pastorstelle gegeben; der andere aber, Pastor Behning, soll vom Konsistorium hart bestraft worden sein. Es heißt, er dürfe im Laufe von 4 Monaten keine Pastorstelle bekleiden. Die Saratower lutherische Kirche soll, wie verlautbart, noch härter bestraft werden; sie soll auf zwei Jahre ohne Pastor bleiben, damit sie ordentlich zur Besinnung komme und der Kirche fernherhin keinen solchen Skandal mache. Da jetzt das Gewitter vorüber ist, kann man seine Ursachen etwas besser verstehen und seine Folgen besser einschätzen. Das Konsistorium hat Behning hart bestraft. Das will viel heißen. Doch der Bestrafte scheint sich immer noch nicht ergeben zu wollen. Vor einiger Zeit predigte er in Marystadt, wobei er durchblicken ließ, daß er vielleicht das letzte Mal als Pastor aufzetrete. Was bedeutet das? Den Gläubigen blieben diese Worte ein halbes Rätsel, doch anderen blühten neue Gedanken auf: Das Gewitter ist am Ende noch nicht vorüber, sondern nur an einen anderen Ort gezogen und sucht sich dort zu entleeren? Für jeden Fall müßten die Kommunistische Partei und der Komm. Jugendverband in Saratow die nötigen Schlüsse daraus ziehen und die polit. Aufklärungsarbeit unter der deutschen Bevölkerung zu Saratow besser stellen,

als das bisher der Fall war. Vielleicht würden die Saratower Deutschen nach 2 Jahren kirchlicher Strafzeit so weit nüchtern werden, daß sie sich sagen: Nun kommen wir auch ohne religiöse Verdummung aus und verzichten auf einen Pastor.

U. M. a.

Boaro. Gründung einer landwirtschaftlichen Genossenschaft. Boaro hat eine landwirtschaftliche Kommune, eine Kreditgenossenschaft, ein Kollektiv beim Komitee für gegenseitige Hilfe, und neulich, am 24. August d. J., wurde noch eine Genossenschaft zur gemeinsamen Bearbeitung des Landes unter dem Namen „Kultur“ gegründet.

Die neue Genossenschaft besteht aus 13 Familien, besitzt insgesamt 4 Pferde, 1 Kamel und 8 Rühе; es sind zumeist ärmere Familien.

Der Mitgliedsbeitrag wurde auf 10 Rbl. festgesetzt, wobei 3 Rbl. gleich eingezahlt werden müssen und das andere zu je 2 Rbl. monatlich.

In die Verwaltung wurden gewählt: Reisinger A., Schwabauer J. und Schmidt D.; in die Revisionskommission — Franz Fr., Bölsch M. und Gauert S.

Da Boaro eine neue Landeinrichtung durchführt, so wird die Genossenschaft bestrebt sein, noch in diesem Herbst ihr Steppenanteil an einem Stück zu bekommen, um es regelrecht unter den Pflug zu nehmen.

Es muß nun gesorgt werden, daß die Genossenschaft einen Traktor bekommt. Im September noch erhält der Verband der landwirtschaftlichen Genossenschaften Traktoren, und diese Gelegenheit müßte ausgenützt werden.

Sehr wichtig ist es, einen guten Arbeitsplan auszuarbeiten, wie die Menschenkräfte, die Pferde, die Rühе, Gerätschaften und dergleichen recht und gerecht auszunützen und zu vergüten wären und dergl., und das alles im Einklang mit den Statuten der Genossenschaft.

Zu dieser Arbeit muß jedes Mitglied sein Scherflein beitragen, damit ihm die Erfüllung des selbst geschaffenen Gesetzes nicht zur Bürde wird; dann wird der Erfolg nicht ausbleiben. J. R.

Kamenka. Viehausstellung. Vor dem Weltkrieg war schon zu bemerken, daß die Bauern anfangen, ihrem Arbeits- und Nutzvieh mehr Bedeutung beizulegen. Das fand seinen Ausdruck darin, daß einzelne Bauern und Gemeinden Zuchtvieh hielten und ihm eine bessere Pflege angedeihen ließen. Das Landamt kam der Bevölkerung auch entgegen, eröffnete Belegungspunkte und veranstaltete in Jahre 1913 eine Viehausstellung. Die Bevölkerung war über deren Aufgabe und Bedeutung leider nicht genügend informiert, weshalb nur wenig Vieh auf der Ausstellung erschien. Doch war zu erwarten, daß dies Unternehmen eine Zukunft haben werde. Der Weltkrieg machte einen dicken Strich durch die Rechnung.

In Kraft, Kanton Kamenka, soll nun laut Verfügung des Kommissariats für Landwirtschaft am 6. September wieder eine Ausstellung stattfinden. Die Bevölkerung ist durch ihre Kulturkommissionen über den Zweck der Ausstellung genau unterrichtet, und es ist zu erwarten, daß der Besuch der Ausstellung seitens der Landwirte keinen zufälligen, sondern einen geordneten Charakter tragen wird und daß diese Ausstellung das allgemeine Gutachten finden und viel zur weiteren Hebung der Viehzucht beitragen wird. Durch den zeitweiligen Rückgang unserer Landwirtschaft ist das Interesse für gutes und schönes Vieh keinesfalls geringer geworden, und die Prämien, die für das beste Vieh ausbezahlt werden, sollen beweisen, daß man für seine Bestrebungen und Erfolge nebst Anerkennung auch materielle Unterstützung erwarten kann. B. K.

Kamenka. Neue Schulen. Versorgung von Lehrern. Durch die Vergrößerung des Lehrerbstandes hatte die Unterabteilung für Bildungswesen des Kamenkaer RVR die Möglichkeit, den Unterricht der Schulkinder auch den kleinen Ortschaften (Dörfern und Chutoren) des Kantons zugänglich zu machen. Solche Ortschaften, deren Kinder bisher nicht die Möglichkeit hatten, eine Schule zu besuchen, befinden sich hier drei: Deutsch-Danilowka (zwischen Stephan und Müller), Neu-Mühle (bei Kraft) und Frigen-Chutor (zwischen Rosenberg und Unterdorf). Die Versorgung der in diesen Ortschaften eröffneten Schulen mit Lehrmitteln: müssen die nächstliegenden Schulen auf sich nehmen, indem diese einen Teil ihres Vorrats ausscheiden und ihn den neugegründeten Schulen übergeben. Die Entlohnung der Lehrer übernimmt die Unterabteilung für Bildungswesen, während die kleinen Gemeinden Wohnung und Beheizung besorgen und den Schuldiener entlohnen. Von allen

sind schon die entsprechenden Beschlüsse eingelaufen, ein Beweis, daß die Leute Bildung und Aufklärung für notwendig erachten.

In manchen Dörfern des Kantons mußte die Unterabt. noch eine Verschiebung der Lehrer vornehmen. Diese Maßnahme wurde durch den Umstand hervorgerufen, daß nur 55 Proz. aller Kinder bedient werden können, welchem Umstand aber im vergangenen Jahre bei der Anstellung der Lehrer nicht genügend Rechnung getragen worden war. Der Fehler mußte natürlich gut gemacht werden. Die Unzufriedenheit in den Dörfern, die Lehrkräfte einbüßen müssen, ist daher grundlos. Die Einsichtsvollen werden auch wissen, daß zum Nutzen der Gesamtheit und nicht zum Nutzen einzelner Dörfer gehandelt werden muß. B. K.

Schulz. Landeinrichtungsfrage. Hier besteht bis jetzt noch die sogenannte Lappenwirtschaft, die doch eine überlebte Landnutzungsform ist und bei der man nicht daran denken kann, auf einen grünen Zweig zu kommen. Das hat auch ein Teil der hiesigen Bürger eingesehen. Einige gehen bereits mit Bewilligung der Gemeinde zur Gruppenwirtschaft über, und zwar auf das Land „an der Metschet“, das 50 Werst vom Dorfe entfernt ist und schon viele Jahre nicht bearbeitet wird, weil es, wie erwähnt, zu weit entfernt ist und als schlechtes Land gilt.

Eine zweite Gruppe möchte ebenfalls auf Gruppenwirtschaft übergehen und freiwillig an der „Metschet“ Land antreten, das bis zu 80 Proz. unbearbeitet liegt. Weil aber das Land etwas besser ist als das der ersten Gruppe und bei der letzten Landumteilung miteingemessen war, wobei einige „Starke“ gutes Land an sich zu schufsten wußten, wird diese zweite Gruppe auf Schritt und Tritt gehemmt, was natürlich um so leichter ist, als die Bauern die Landgesetze nicht kennen. Der Andrej Andrejewitsch und der Bogdan Jegorowitsch behaupten, daß die Vergünstigungen, die die Sowetregierung den Bauern gewährt, die auf Gruppenwirtschaft übergehen, auch den anderen Bauern zuteil werde. Die Gruppe Nr. 2 ist die Lappenwirtschaft satt und will ihr Land an einer Stelle haben. Sollte man ihr das Land, das sie freiwillig nehmen will, nicht geben, so wird sie gezwungen sein, auf gesetzlichen Wegen durch das Los ihr Glück zu suchen. Sie läßt den Anhängern der alten Lappenwirtschaft ihren Willen, aber selbst will sie von anderen auch nicht bevormundet werden. Hoffentlich werden die Gruppenmitglieder zu ihrem Recht kommen.

Kultur und Leben.

Die Schwarze Internationale.

Von Karl Denk.

„Und haben wir auch noch immer unbändig
Wie Hunde einander gebissen,
O seien wir, Brüder, von nun an beständig
Einander zu lecken beflissen,
Auf daß unsre christlichen Wunden
Und Schmarren allendlich gesunden!

„Bertragt und zerbissen und einsam
Erliegen wir leichter den Feinden,
Als wenn wir geheilt und gemeinsam
— Ein Ausbund von bunten Gemeinden —
Im Namen des Heilands uns stärken
Zu unseren christlichen Werken.

„Die christlichen Werke — ihr kennt sie ja alle —
Bestehen im Rupfen und Scheren,
Wobei wir natürlich im nötigen Falle
Auch christliche Dünste entleeren.
In Klammern: Wir haben's vonnöten,
Damit unsre Gegner zu töten.

„Auf diesem Wege nur können wir siegen,
Das heilige Eigentum schützen,
Und wenn wir am Ende nicht doch noch erliegen,
Das goldene Christentum stützen,
Wofür uns die großen Patronen
Natürlich entsprechend belohnen.“

Sodom und Gomorra.

Erzählung von H. Wagner.

(Fortsetzung.)

„Lassen doch nur mol alles gut sin,
Franz un Lehra, un schauen, was for a
Switta dat vona vom Schwaza Meer uf-
steit,“ sagte die Bas Barbara mit besorgter
Miene.

Die andern Insassen des Wagens wa-
ren auch schon auf den großen dunkelgrauen
Wolkenberg, der sich in der Ferne erhob und
immer riesiger anwuchs, aufmerksam gewor-
den. Von Zeit zu Zeit durchflammte ihn ein
blendender Zickzack. Der Donner war aber
noch nicht zu hören.

„Mir werra heint sicher noch dichdig
naß werra,“ fuhr die Bas Barbara beküm-
mert fort.

„No du hascht jo dein Regaschirm bei
dir,“ versetzte Herr Hörner.

„Du hascht awar deina nit bei dir, un
meina langt nit for uns alla zwa.“

„Ja, wann ma so dick isch wie du, langt
a gwiß nit. No, ich nemm mar dös Bresent.“

„Awar, Lehra, was werren dann Ihr
nemma?“ fragte die Bas Barbara, auch um
den Angeredeten besorgt.

„Ich werde mich in meine Decke hüllen,
wenn es überhaupt noch Regen geben wird.“

„Jo, Lehra, dös gebt sichar Rega.“

Mittlerweile war man an ein langes
und ziemlich breites, doch nicht besonders
tiefes Tal gekommen, das der Weg schräg
durchschnitt. Inmitten des Tales floß ein
kleiner, von einigem Strauchwerk bestande-
ner Bach dahin, über den eine kleine Brücke
führte. Am jenseitigen Abhang lag ein Rus-
sendörfchen, und etwa zwei Werst rechts von
ihm strebten hinter einer Gruppe Bäume
die stattlichen Gebäude eines reichen Guts-
besitzers in die Höhe.

Grigori, der die kräftigen, ungestümen
Kapphengste bergab etwas gebändigt hatte,
ließ sie im Tale wieder herzhaft ausgreifen.
In raschem Trab ging es auch jenseits des
Tales bergan. Man war noch nicht ganz
oben am Abhang, und doch konnte man
schon sehen und hören, daß das Gewitter
ziemlich nahe herangerückt war. Das Wet-
terleuchten wurde nun schon ganz vernehm-
lich von grollendem Donner begleitet. Die

Sonne war verschwunden, und es wurde immer dunkler.

„Bald hat es uns,“ scherzte Grigori.

„Franz, ich meen, mir dāda am besta im Dörscha einkehra,“ sagte die Bas Barbara furchtsam.

„Dös geht nit. Ich hän ka Ruh. Mir lait schun die ganza Zeit dös Hai im Sinn.“

Schon fielen die ersten großen Tropfen, und die vier Menschen wappneten sich, so gut sie konnten, gegen den Regen.

Wieder ein Blitz und gewaltiger Donnerschlag in allernächster Nähe.

Die Bas Barbara bekreuzte sich und küßte das goldene Kreuzchen, das sie an einem ebensolchen Kettchen am Halse hängen hatte. Herr Hörner saß mit zusammengepreßten Lippen neben ihr. Grigori meinte, bei solchem Wetter wäre es am besten daheim beim „Frauchen“, sprach aber doch gleich darauf munter auf die Koffe ein. Werner, der bei einem solchen Gewitter stets Begeisterung empfand, hätte dem großartigen Schauspiel, aufgeführt von den elementaren Gewalten, auch lieber vom offenen Fenster aus zugesehen; denn er fühlte schon, daß er von dem Regen, der nun in Strömen aus der Höhe schoß, auch unter seiner Decke gehörig angefeuchtet wurde.

„Wieviel Werst sind es noch bis zum Gut?“ fragte er Grigori.

„Noch reichlich zehn Werst. Das Dorf, an dem wir vorbeigefahren sind, ist nahezu zwölf Werst von Franz Michailowitschs Gut entfernt.“

„Da werden wir sicher tüchtig naß.“

„Macht nichts. Man ist ja nicht von Zucker“

Die Munterkeit Grigoris sagte Werner besser zu als das fromme ängstliche Gewisper der Bas Barbara, die bei jedem Donnerschlag auch ein Kreuz schlug und Jesus, Maria und Joseph und alle Heilige anrief. Im Vergleich mit dieser Frau war doch seine Mutter daheim eine wahre Heldin. Ob wohl die Bas Barbara auch so um ihr Leben bangen würde, wenn sie arm wäre? —

Das Unwetter zog allmählich vorüber. An einer Stelle zerriß das Gewölk. Es zeigte sich der Lüfte reinstes Blau, und goldner Glanz floß in der Ferne auf das Gelände nieder. Er verbreitete sich immer mehr und umfing auch unsere Reisenden.

„War dös a Wetta! Gott sei Dank, daß s vorbei isch!“ atmete die Bas Barbara erleichtert auf.

Irgendwo bellten mehrere Hunde.

„Wo bellen da Hunde?“ fragte Werner Grigori. „Man sieht doch nirgends eine Ansiedlung.“

„Ei wir sind jetzt bald daheim. Merken Sie, dort kommt wieder ein kleines Tal, und darin steht die Wirtschaft Franz Michailowitschs.“

„Mir sin schun uf unsa Land, Lehra, un sin jez ball daheem,“ sagte die Bas Barbara wieder ganz munter.

„Ja, da hinten, wo die Schanze war, haben Franz Michailowitschs Ländereien angefangen,“ ergänzte Grigori. „Ich hatte mir vorgenommen, Sie darauf aufmerksam zu machen, vergaß es aber.“

„Ich seh schun die Giewel vun unsa Wetschaft, Lehra; ich sitz höha als wie Ihr,“ erklärte die Bas Barbara.

Herr Hörner saß aber noch immer stillschweigend neben seiner besseren Hälfte. Ihm mochte das „Hai“ in seinem Kopfe viel zu schaffen machen.

Man war nun schon ganz nahe an der Niederung, in der Werner die großen prächtigen Wirtschaftsgebäude seines Brotgebers bewundern konnte. Er fand aber nicht viel Zeit dazu; denn bald stand der Wagen im Hof und war von den drei ältesten Sprößlingen des Hörnerschen Ehepaars umringt, die den fremden jungen Mann neugierig betrachteten.

„No dös isch unsa naia Lehra,“ erklärte die Bas Barbara.

„Willkumma!“ grüßte der Sohn, indem er Werner die Hand reichte.

„Sie heißen Leo, nicht wahr?“ fragte Werner kameradschaftlich.

„Ja.“

Die beiden Schwestern folgten dem Beispiel ihres Bruders.

„Und Sie heißen Klementine? Und Sie Berta?“

„No wuher wissen Ihr dös?“ fragte Berta.

Sie war ein fecker, naseweiser Backfisch und versprach, ihrer Mutter, wenn auch nicht gerade täuschend, so doch sehr ähnlich zu werden.

„Grigori hat es mir gesagt.“

Die beiden ältesten Geschwister waren zurückhaltender. Ihrem Aeußern nach übertrafen sie ihre jüngere Schwester um vieles; fast hätte man sie hübsch nennen können.

„No jez rasch, Mädchar, s Essa beigrich! Holt aach a Quart guta Wein aus m Kella.“

Inzwischen hatte sich Herr Hörner bei seinem Sohn nach dem Heu erkundigt und den Bescheid erhalten, es sei nur erst etwa zur Hälfte in Haufen gesetzt, was den Alten sehr verdroß.

„Wann ich daheem gwest wär, wär mehr zammageßt.“

Während er erst die Knechte, die die Koffe ausschirrteten und in den Stall zurückführten, und dann die übrigen alle, die ihm unter die Augen kamen, kurz und klein ausschalt, zeigte die Bas Barbara dem jungen Lehrer das Innere des Herrenhauses und wies ihm auch sein Zimmerchen an, wo er sich gleich umkleiden könne.

„Also hier werde ich nun wohnen,“ sagte Werner zu sich selbst, als ihn die Bas Barbara allein in dem Zimmer zurückgelassen hatte. „Interessant, wie lange?“ fügte er in Gedanken hinzu. Er sah sich in dem Zimmerchen um. Es war nicht zu tadeln. Die Decke und die Wände waren mit weißem Stuck bekleidet und die Dielen gelb angestrichen. Es hatte zwei Fenster, die genügend Licht einließen, und zwei Türen, von denen eine unmittelbar in das Schlafzimmer der beiden Alten, die andere in das an den Hausflur grenzende Vorzimmer führte.

„Hier ist der Ein- und Ausgang bequem; jene Tür aber könnte ganz verschlossen sein,“ urteilte Werner.

Die Ausstattung des Zimmerchens bestand aus einem Tisch, zwei Stühlen und einem eisernen einschläfrigen Bett mit den notwendigsten Bettsachen: Matratze, Leintuch, zwei Kissen und Wolldecke. An der Wand nach dem Hofe zu hingen drei Heiligenbilder.

Neben dem Kopfende des Bettes an der Wand stand Werners Kistchen, auf dem sein Kissen lag. Seine Decke hatte eine Magd auf Befehl der Bas Barbara im Hofe zum Trocknen aufgehängt.

Den jungen Lehrer fröstelte es leicht, und das erinnerte ihn daran, daß er sich umkleiden müsse.

Wäsche hatte er noch, auch noch eine Oberhose, die nicht geringer war als die, die er anhatte; aber ein zweites Wams besaß er nicht.

„Tut nichts; ich gehe heute nicht mehr aus.“

Er legte sein Kissen auf das Bett und öffnete sein Kistchen. Indem er die Oberhose und die Wäsche, die er anziehen wollte, herausuchte, fiel sein Blick auch auf den in eine Zeitung eingepackten „daitischen Duwak,“ von dem er sich einen Vorrat auf einige Wochen aus der Heimat mitgenommen und der ihm eine Demütigung — die wievielte denn schon? — zugezogen hatte.

Er fühlte aber wieder das unwiderstehliche Bedürfnis, eine Zigarette zu rauchen, und da er es verabsäumt hatte, sich guten fabrizierten Tabak zu kaufen, drehte er sich neuerdings eine von seinem Tabak und setzte sie in Brand. Um aber die bedeutende, feinen Tabak verabscheuende Base, die, wie sich Werner sagte, bald wieder erscheinen werde, nicht zu reizen, öffnete er das auf das Feld hinausgehende Fenster, damit der Rauch hinausziehe. Beim Rauchen kleidete er sich um. Er war kaum damit fertig geworden, als die dicke Hausfrau tatsächlich wieder, ohne angeklopft zu haben, in das Zimmerchen eintrat, um ihn zum Essen zu rufen.

„No, Lehra, hän Ihr Aich umgetleed?“

„Ja, ja.“

Die Bas zog die ihr verdächtig riechende Luft mit ihren Rüstern ein.

„Gella, Lehra, Ihr hän doch widda vun Aira Duwak graagt?“

„Ja, ich habe bißchen geraucht.“

„Raachen doch liewar annara. Warten, ich hol Aich gleich annara.“

Werner wollte abwehren, aber schon war die Bas in ihrem Schlafzimmer verschwunden, aus dem sie bald wieder mit einem Achtel „Bandrolduwak“ erster Sorte zurückkam.

„Den schenk ich Aich, Lehra.“

„Nein, nein, ich werde ihn bezahlen.“

„Lassen nor gut sin, Lehra, un kommen essa.“

„Ich kann wirklich auch jetzt noch nicht essen. Ich habe auf der Reise wenig geschlafen und möchte also jetzt noch bißchen schlafen.“

„No Ihr kennen doch nit vum da Luft lewa.“

„Ich werde dann am Abend mit desto besserem Appetit essen können,“ sagte Werner, um die leutselige Frau nur bald los zu werden.

„No bassen uf, Lehra!“

(Fortsetzung folgt.)

Glockenlied.

Von Maria Herrmann.

Wenn ihr hört die Glocken läuten,
Wißt ihr auch, was sie bedeuten?
Immer rufen sie euch zu:
„Bet und arbeit, schweig dazu!
Ist euch doch der Himmel offen,
Und ihr dürst aufs Jenseits hoffen,
Dort winkt süßer Lohn!“
Ruft der Glocke Ton.

Immer, wenn die Glocken läuten,
Sollen sie für uns bedeuten:
„Unsern wohlverdienten Lohn
Wollen wir auf Erden schon!
Wollen nicht aufs Jenseits hoffen,
Wahrheit sei uns hier schon offen.
Himmel ist nur Hohn!“
Das ist unser Ton!

Darum vorwärts, ohne Zagen,
Sandeln hilft nur, doch nicht klagen!
Mutig schreiten wir zum Ziel,
Sei'n wir wenig oder viel.
Kämpfend Lug und Trug bezwingen
Und auf Erden schon erringen
Wohl erworbenen Lohn!
Das ist unser Ton!

Aus dem Leben eines armen Waisenknaben.

Von R. B.

„Härschde, do han ich n Hertje gedung,“ sagte der grobdumme Johannes Dünkel zu seiner dummgroben Frau Margret, indem er sichtlich „hochherzig“ mit dem Kopf nach dem kleinen Peter, einer blutarmlen Wollwaise, deutete, die zag und scheu etwas abseits von dem großen „hochherzigen“ Mann stand.

„Was, der verlumpte Kerl do?“ fuhr die Frau Margret außer sich auf. „Des mog mir n Hert sin, daß sich Gott erbarmt.“

„Ei den muß mir lerne, wann r net kann oder wann r net will.“

„Jo, kiewi Wees, ich will so gut hiede, wie ich nor kann. Schickt mich nor net fort,“ bat der Knabe.

„Wie alt bist n?“

„Dreizehn Johr, Wees.“

„Du bist noch zu kleen un knablich.“

„Ich will awer doch gut hiede, Wees.“

„Ich will dich noch net forschs Brot. Wie werscht doch du hiede? Un du bist jo aach ganz vorlumpt un werscht aach ganz vorlaust sin.“

Der kleine Peter schwieg betroffen. Er fürchtete schon, er müsse wieder fort, fort in Hunger und Kälte wie ein herrenloser Hund.

„Här mol, Gret, besser werre mir schwerlich ankumme. Ich han den Jung vum Hilfskumidee vor die Kost gedung. Er kriet sogar noch 3 Ruwel im Monat vum dr Regierung. Die erschde 3 Ruwel krie mir jo freilich net,

die kriert dr Kobridief; awer der Jung kriert Zaig drvor raus. Mir nemme n, Bret."

So war es die Gret zufrieden, und der kleine Peter durfte noch den ganzen übrigen Teil des Tages, ohne vorher gesättigt worden zu sein, seines neuen Amtes walten. Das tat er auch mit der größten Hingebung, mit dem größten Pflichtbewußtsein, und er hätte es auch getar, wenn es ihm nicht überaus streng anbefohlen worden wäre.

Am Abend spät kam er todmüde und hungrig „wie ein Wolf“ mit dem Vieh heim.

Sein „Bettler“ und seine „Wees“ hatten schon gegessen, und der Kaffee, der Rahm und Zucker nebst Butter und Käse waren schon vom Tische verschwunden. Statt alles dessen befand sich aber genug Brot und entrahmte Milch darauf. Der kleine Peter verzehrte mit schmerzhaftem Appetit eine beträchtliche Menge davon, während ihn die Frau Margret mit giftigen Blicken beobachtete.

Der kleine Peter fühlte, obschon er noch nicht satt war, daß er „des Anstandes halber“, wie gebildete Leute zu sagen pflegen, aufhören müsse. Er legte den Löffel hin und stand vom Tische auf.

„Kerl, du freßt awer viel!“ rief die Frau Margret wütend aus. „Ich han dr ganz abartig so vill Brot ufgeschmitt, weil ich siehe wollt, wievill daß de freßt. Un du hast jo ball alles gfreß.“

Dem kleinen Peter standen die Tränen in den Augen.

„No geh nor, Flennmatschte, un lee dich!“

„Wu dann hin, Wees?“

„Ufs Scheppje ins Stroh.“

Die Kühle eines der ersten Maiabende war schon ziemlich kühlbar geworden. Der kleine Peter nahm also sein Säckchen, in dem er noch ein altes, zerrissenes Hemd und ein ebensolches Höschen hatte, und sein altes, verflicktes Pelzchen und bereitete sich damit auf dem angewiesenen Platz ein Nachtlager, auf dem er auch bald mit schwerem Herzen und ein wenig fröstelnd einschlief.

Noch vor Sonnenaufgang schreckte ihn die barsche Stimme seines „Bettlers“ aus dem Schlaf.

„Faulbelz, stei uf! du host lang gnung gschlof!“

„Gleich, gleich, Bettler.“

Und schon stand der kleine Peter, noch stärker fröstelnd als am verflossenen Abend vor dem Einschlafen, auf den Beinen, zog sein altes Pelzchen an und begab sich hinunter vor die Haustür, wo seiner ein Frühstück harrete, das sich von dem Abendbrot des verflossenen Tages einzig und allein dadurch unterschied, daß es viel spärlicher bemessen war.

„Mach, daß de gfreß kriest un mit m Vieh fortkommst!“

Der kleine Peter befolgte den Befehl pünktlich. Es war noch recht kühl, und der Knabe froh „innerlich und äußerlich“, ganz besonders aber an den Füßen, die durch nichts gegen den kalten Tau geschützt waren.

Als er am Mittag andere „Hertjer“ das Vieh heimtreiben sah, folgte er ihrem Beispiel. Seinem „Bettler“ und seiner „Wees“ kam er aber viel zu früh.

„No, bist woll am Borhungere, weilste schon kummt?“ rempelte ihn die „Wees“ an.

„Ich han gedenkt, s wär Zeit, Wees, weil do drive dene ihre aach heemgetrieb sin.“

„No, wann annere ins Wasser springe, mußt de woll aach ninspringe?“

Eine kleine Schüssel voll Kartoffeln und Klöße wurde ihm durchaus nicht liebenswürdig vorgefetzt. Wie gerne hätte er alles aufgeessen, aber er bezwang sich und ließ noch etwas übrig, um als kein allzu großer Bielsraß zu gelten.

Der übrige Teil des Tages verlief ebenso wie der erste, an dem Peter in den Dienst getreten war, desgleichen auch die Nacht. Der dritte Tag unterschied sich von dem zweiten nur dadurch, daß Peter nach der Meinung seines „Bettlers“ und seiner „Wees“ am Mittag viel zu spät mit dem Vieh heimkam, was ihm natürlich eine ebensolche, mit Schimpfworten ausgeschmückte Strafpredigt eintrug, wie wenn er wieder zu früh gekommen wäre.

Es schien überhaupt, als ob von allen bevorstehenden Tagen einer dem andern gleichen werde, mit dem Unterschied nur, daß Peter einmal ganz bestimmt zu früh, das andere Mal ganz bestimmt zu spät mit dem Vieh heimkommen werde. Der arme Knabe hatte kein Leben wie der „Dreiman“ des grobdummen Wirts und der dummgroben Wirtin, sondern ein viel schlechteres.

Während andere Kinder, die tagsüber das Vieh hüten mußten, des Morgens von jemand,

gewöhnlich von einem Erwachsenen, abgelöst wurden, mußte der kleine Peter seinen Mann stehen. Kein Wunder, daß ihn nebst Kälte am Morgen und Abend, nebst Hunger während des ganzen „lieben, langen“ Tages auch noch häufig ein leidiger Schlaf quälte.

Und der brachte schon am vierten Tag Abwechslung in sein Leben.

Wie immer, bemühte sich Peter auch an diesem Tage, trotz Tadel, Schimpfen und Fluchen seine Pflicht tadellos zu erfüllen. Aber am Nachmittage überwältigte ihn, wenn auch nur auf paar Augenblicke, der leidige Schlaf. Das war aber schon hinreichend, daß paar Stück Vieh einige Schritte auf ein Gemüesfeld gingen. Als ob der grobdumme Dünkel darauf gewartet oder es sogar herbeigewünscht hätte,

kam er mit einem „Spannsel“ freudig-rafend dahergerannt und schlug so wütend mit dem Ding auf den Knaben ein, daß das Blut spritzte und der Knabe, halb wahnsinnig vor Schmerz und Angst, wimmernd flehte:

„Bettter, schlaat mich doch net tot! schlaat mich doch net tot!“

„Du Faier-Dunner-Bettter! — Dr Herrgott soll mir mei Sind vorzeihe! — Du loßt jo alles wiedig mache! Gell, du host gschloß, du Mißgeburt?“

„Bettter ich han jo nor bißje geduffelt; ich kunnt mich, net meh erwehre. Ich war jo schon wieder wackrig un wollt s Vieh runner-treiw.“

„Schwei still, du Mißgeburt! Hait owend freßt de mir Hundsfok!“

(Schluß folgt.)

Aus meiner Bildergalerie.

Von Hans Sachs jr.

Bilder aus dem zweiten Zimmer,
Lichterfüllt von goldnem Schimmer.

1.

Er ist als Riese von Statur,
Desgleichen auch von Wissen
Auf unsrer weiten, breiten Flur
Der kommunistischen Kultur
Zu wirken stets beflissen;
Nur liebt er nicht zu schreiben
Und läßt es deshalb bleiben.

2.

Nicht allein nach der Statur,
Nicht nach seinem Namen bloß,
Nicht in einem Fache nur,
Nein, in allem ist er groß.
Eins nur wird an ihm beklagt,
Wenn man nach Gebrechen fragt:
Daß sein krankes Herz ihn plagt.

3.

Dieser ist zwar klein von Wuchs,
Aber ein gar schlauer Fuchs,
Nein, ein kluger, braver Kunde,
Wie man selten einen hat;
Deshalb liebt ihn Dorf und Stadt,
Jung und alt aus Herzensgrunde.

Eustige Ecke.

Wie mir ka Flöh kriecht. „Vorstehr, jeh waach ich ach, wie mir ka Floh kriecht,“ sagte der Salzwassersch Adam, als er ins Kolonieamt eintrat. Der Schreiber, ein alter Mann mit einer Brille auf der Nase, legte die Feder weg und fragte erwartungsvoll: „Na, wie dann, Adam?“ „Ei do muß mir die Finger weiter ausnanner mache und langsamer greife, un do kriecht mir kaaner.“ —

Rätselecke.

Wir alle sind es, die noch leben,
An Wissen und von Angesicht;
Und weil wir leben, sind wir's eben
In einem andern Sinn noch nicht.
In diesem andern Sinne werden
Wir's freilich einmal alle sein;
Dann tun wir nichts mehr hier auf Erden
Und legen uns ins Grab hinein.

Naturbilder aus unserem Gebiet.

Nach Sommer.

Von Otto Hoffmann.

Noch liegt des Sommers Sonnengold
Auf Wiese, Wald und Feld,
Und blauer Aether lächelt hold
Hernieder auf die Welt.

Noch liegt des Bächleins Spiegel hell
Und klar vor meinem Blick
Und strahlt mein Bild an jeder Stell',
Wo ich mich zeig', zurück.

Noch läßt der traute Lindenhain
Mich nach des Werktags Last
In seinen dichten Schatten ein
Zu sanfter Ruh' und Raft.

Drum will ich diese schöne Zeit
Im Hain und Wiefengrund
Verbringen, gegen Leid gefeit,
Als sel'ger Bagabund.

Und ziehn auch manche Vögelein
Schon heimlich von hier fort,
Ich will und kann noch selig sein
An diesem trauten Ort.

Das Beilchen.

Von Professor Emil Meyer, Moskau.

(Schluß).

Weil der Honig so tief im Sporn geborgen ist, können ihn nur langrüsselige Insekten erlangen; kurzrüsselige wissen jedoch auch den Honig zu finden, ohne sich freilich dankbar zu erweisen. Sie beißen einfach ein Loch in den Sporn und rauben den Honig.

Nach der Befruchtung entwickelt sich eine Kapsel, die sich bei trockenem, warmem Wetter in 3 Teilen öffnet. Jeder Kapselteil gleicht einem kleinen Kahn, auf dessen Boden die Samenkörner in zwei Reihen nebeneinander liegen. Die Kapselwände trocknen allmählich aus, und ihre Ränder biegen sich einwärts. Dabei üben sie auf die glatten Samenkörner einen allmählich stärker werdenden Druck aus, und jene werden von den Kapselwänden in ähnlicher Weise fortgeschneit, wie wir zwischen zwei Fingern frische Kirschkernsteine fortknipsen.

Die Samenkörner besitzen an dem zugespitzten Ende einen fleischigen Ansaß. Dieser führt dem in der Erde liegenden Samenkorne Wasser zu, indem er wie ein Schwamm Feuchtigkeit aufsaugt. Häufig aber wird er von Ameisen abgefressen. Die Tiere

beißen in die fleischige Masse hinein und zerren daran, verschleppen die Samen und sorgen so für deren Verbreitung.

Nachdem sich der egoistische Mensch an des Beilchens köstlichem Duft gelabt hat, kümmert er sich nicht weiter um das Blümchen. Er hegt keinen Zweifel darüber, daß diese Blume in der Farbe und in ihrem Duft nur ihm zum Ergötzen diene. Es ist auch im Gewühl anderer Pflanzen verloren gegangen; nur der Naturforscher findet es sofort an den herzförmigen Blättern heraus und staunt darüber, daß es noch im Sommer ruhig weiterblüht. Nur ergötzt es jetzt nicht mehr Bienen; jetzt blüht es für sich, denn mit der Insektentreue ist es auch nicht viel besser bestellt als mit der Männertreue. Es vollzieht seine Befruchtung nicht mehr vor den Augen der rachslosen Welt, sondern zieht sich dazu in ein wohlverborgenes Gemach zurück, das nur zu erwähntem Zweck eingerichtet ist. Es treibt Blüten, die der Naturforscher als kleistogame*) bezeichnet. Diese sind ein gar merkwürdiges Ge-

*) kleistos = verschlossen; gamos = Ehe.

schöpf der Erde und bilden als Sommerblumen ein kleines lichtgrünes, geschlossenes Tütchen, umwachsen von paar Kelchblättern. Man hält es für eine Knospe, aber es öffnet sich nie. Wenn wir sie aufschneiden, sehen wir, daß sie alles enthält, was zur Fortflanzung gehört: ein paar Staubgefäße, eng angeschmiegt an eine Narbe. Der erste Blütenstaub, der ihnen entschlüpft, zieht schon die Empfängnis nach sich.

Unser Veilchen wurde durch Ungunst der Verhältnisse dazu gezwungen; es ist daher diese Einrichtung zur Selbstbestäubung nur ein Zeichen des Elends, indem ein in Not geratenes Geschöpf, dem die normale Weise der Fortpflanzung verwehrt ist, mit dem wenigen, das es aufbringen kann, dennoch die Erhaltung seiner Art erreicht.

Solche kleistogamen Blüten treten aber nur dann auf, wenn die Verhältnisse für einen Insektenbesuch ungünstig sind, wenn also eine Befruchtung durch Kreuzung nicht eintreten kann. Unsere wichtigsten, die Bestäubung vermittelnden Insekten, die Bienenarten und Schmetterlinge, sind Freunde des Lichts, die das Halbdunkel unter Bäumen und Sträuchern in unseren Bergschluchten und Vertiefungen meiden. Kommen an solchen schattigen Stellen die Pflanzen zur Entwicklung, so werden sie nur sehr selten von Insekten besucht. Die meisten Blüten würden mithin trotz ihrer Farbenpracht und ihrem süßen Duft unbefruchtet bleiben, und das Mutterglück würde ihnen nicht beschieden sein. Deshalb überwiegen an solchen schattigen Plätzen die kleistogamen Blüten, während an hell beleuchteten Stellen oft überhaupt keine gebildet werden.

Also nur Verhältnisse zwingen das Veilchen, im Kampfe ums Dasein sich anzupassen, wie auch unser Leben eine Kette von Anpassungen ist.

Die aus den Sommerblüten hervorgehenden Früchte dagegen verbleiben in ihrer Hülle. Die Fruchtsiele verlängern sich und bohren die Samenkapseln in die lockere Erde hinein, wo die Samen ausreifen, keimen und junge Pflanzenkinder auf die Welt setzen. Die Eltern dieser Kinder aber hatten mit der Armut gekämpft und konnten sich ein Hochzeitskleid in Form einer schönen violetten Blume nicht leisten!

Das Veilchen ist eine ausdauernde, also mehrjährige Pflanze, die die Baustoffe für die jungen Triebe einem Vorratsspeicher entnimmt. Daher kann es so zeitig im Jahre grünen und blühen. Der Speicher wird von einem federfeldicken Strunk gebildet, der wagerecht oder schräg in den oberen

Erdschichten liegt, aus denen er mit seinem obersten Teile hervorragt. Da er viele Narben von abgefallenen Blättern aufweist, kann er keine Wurzel sein; es ist vielmehr der von den Wurzeln in den Boden hineingezogene Stengel oder Stamm der Pflanze. Weil er gleichsam die Stelle einer dickeren Wurzel vertritt, heißt er Wurzelstock oder Erdstamm.

Der Erdstamm ist daher wie die Zwiebel ein Vorratsspeicher und enthält bereits im Winter die Baustoffe, vornehmlich Stärke¹⁾ für die nächstjährige Pflanze.

Der Erdstamm, der am Hinterende nach und nach abstirbt, wächst alljährlich ein Stück weiter. Aus den Achseln der unteren Blätter wachsen Zweige hervor, die an dem Erdboden aufliegen. Am Ende dieser Ausläufer bilden sich Blattbüschel und im nächsten Frühjahr auch Blüten: es sind neue Pflanzen entstanden, die später, nach Absterben der langen Stengelglieder, selbständig werden. Die Ausläufer sind also ein Mittel ungeschlechtlicher Vermehrung.

Die Blätter werden von Blattstielen getragen, die sämtlich von verschiedener Länge sind. Deswegen nehmen die Blattflächen eine solche Stellung ein, daß keine die andere beschattet, sondern alle das zum Leben nötige Licht erhalten können.

In der Botanik bilden die Veilchen eine Familie für sich: die Veilchengewächse (*Violaceae*). Es gibt ihrer an 250 Arten, von denen die Kräuter die gemäßigten Zonen, die Sträucher die heißen Länder bevorzugen. Sie sind oft schwer von einander zu unterscheiden. Die Veilchenarten, die unsere Vorfahren in Deutschland pflegten, wie das wohlriechende dunkelblaue Veilchen (*Viola odorata*) oder das Hundsvveilchen (*Viola canina*) der Wiese treffen wir in unserem Gebiete nicht an.

Wir unterscheiden bei uns 5 Arten:

Das liebliche Veilchen (*Viola*²⁾ *suavis*) mit hellblauer Blüte, am Grunde weiß gefärbt. Blütezeit: Anfang—Mitte April in Bergschluchten unter Bäumen und Sträuchern. Wohlriechend.

Das Hügel-Veilchen (*Viola collina*) mit bläulichen Blüten und hellgrüner Schattierung. Blütezeit: Anfang Mai in Schluchten auf lehmigen Boden.

Das unbeständige Veilchen (*Viola ambigua*). Wegen seiner Veränderung in der Farbe so genannt, mit violetten oder hell-lila Blumen. Blütezeit Mitte Mai in Bergschluchten. Wohlriechend.

¹⁾ Vergl. hierzu: „Die Tulpe“ von Prof. E. Meyer in Nr. 8 des lauf. Jahrgangs „Anf. Wirtsch.“

²⁾ *Viola* (lateinisch) = Veilchen.

Das niedrige Veilchen (*Viola pumila*). Die Blüten sind hellviolett mit dunkler Aderung. Blütezeit: Mitte Mai in Vertiefungen der Steppe (Wiesen) und Bergschluchten.

Das Stiefmütterchen (*Viola tricolor*, russ.: АНЮТИНЫ ТРАВКИ). Die Blüten sind weißlich, gelb, violett oder 3-farbig. Blütezeit: Juni. Ueberall, besonders auf sandigen Boden.

Entfernte Verwandte der Veilchengewächse sind die Schiefblattpflanzen oder auch Begonien genannt. Sie sind zum Teil Zimmerpflanzen und stammen aus den wärmeren Ländern. Gewisse Arten zeichnen sich durch viele weiße und rötliche Blumen aus, andere dagegen durch buntgezeichnete Blätter. Man sieht sie öfters auf dem Fensterbrette in den Häusern unserer Bauern.

Seine Stellung zum Menschen. Durch den köstlichen Duft der Blüte war das Veilchen stets ein Liebling der Menschen, besonders der Richter, die nicht müde werden, dieses bescheidene und doch so herrliche Blümchen in ihren Gedichten zu feiern. Von ihnen wurde es, da es im Verborgenen blüht, als das Sinnbild der Demut und Bescheidenheit hingestellt. In Frankreich ist das Veilchen die Parteiblume der Napoleoniden und wird dort auch viel in den Gärten gepflegt. Dort ist durch Züchtung eine sehr großblumige¹⁾ Sorte, „das Parma-Veilchen“, aus der wohlriechenden Art (*Viola odorata*) hervorgegangen.

Der den Blüten entzogene Duftstoff wird zur Herstellung wohlriechender Wässer und Parfüms,

weiter zu Salben, Seifen (Veilchenseife) und dgl. benützt. Aus mehreren Pud Blütenblättern wird nur 1 Gramm Iron (Veilchenduft = ätherisches Öl) gewonnen. Zumeist wird es aber jetzt durch das ganz ähnlich riechende, künstlich erzeugte und daher weit billigere Ionon ersetzt.

Vielen Menschen gibt die Gartenkultur des Stiefmütterchens eine gute Existenz. Nämlich durch eine planmäßige Bepflanzung des Stiefmütterchens unserer Felder und Auen mit dem verwandten Altai-Veilchen (*Viola altaica* Pallas) sind seit dem 19. Jahrhundert die Garten-Stiefmütterchen oder Beissen entstanden, die uns durch die Größe und wechselvolle Farbenpracht ihrer Blüten erfreuen.

Die Blüten des Veilchens finden in der Heilkunde Verwendung. Ein Aufguß, mit Zucker eingekocht, ergibt eine bei Kinderkrankheiten beliebte schön violette Latwerge. Auch die Blätter und Wurzeln werden als Arznei (Veilchenblättertée) gegen starken Husten, zur Förderung der Schleimabsonderung verwendet. Das wilde Stiefmütterchen ist im wässerigen Aufguß ein beliebtes Volksmittel bei Hautausschlägen kleiner Kinder. Es darf jedoch nicht in großen Mengen gegeben werden, da es sonst brecherregend wirken kann. Als Heilpflanzen werden sie zur ersten Blütezeit gesammelt, im Schatten gedörrt und verschlossen aufbewahrt.

(Geschrieben am 14. Januar 1925, am Todestage meiner in Dönnhoff ermordeten Tochter Margarets; ihrem Andenken ist diese Arbeit gewidmet.)

Die Blutsucker.

Von P. G.

„David, komm wolle Blutsucker fange,“ rief mein Kamerad, der Eberhadts Friß, schon von der Backhaustüre aus, noch ehe er richtig im Backhaus war. Ich legte den Löffel beiseite und sagte zur Mutter:

„Mamme, ich bin satt!“

„Was?“ rief diese, „unnersteh dich net; du host jo noch net richtig ohngfange! Eß nor, eß nor, dr Friß wart aach noch e bißche, bis de fertig bist.“ Ich mußte zwar mit großer Unlust meinen Löffel wieder zur Hand nehmen und essen; aber die Augen hangen immer unruhig auf Friß.

¹⁾ Die Blumen werden größer als ein Silberbäbel.

„Wart nor Friß,“ sagte ich, „ich bin gleich fertig.“

Friß erzählte derweil altflug von ihren Kindern und Kühen, während ich von meinem Löffel und Mund Ueberstundenarbeit verlangte.

„Du schlappst jo nor lauter Supp un eßt gar laa Brot, eß emol aach Brot, rief mir die Mutter wieder zu. Sowohl ich, als auch Friß saßen auf glühenden Kohlen. Endlich gelang es mir, darauf zu bestehen, daß ich nun wirklich satt sei. Ich lief zu Friß, packte ihn bei der Hand und sagte: „No komm, Friß!“

„No wart nor emol“, sagte die Mutter, „seh doch erscht emol bei Kartus uf.“

„Host de schon e Butellje?“ fragte mich Friß.

Auch das mußte noch besorgt werden. Ich hatte zwar schon viel vom „Blutsückerfangen“ gehört, aber selbst noch nie daran teilgenommen und wußte deshalb auch nicht, welche Werkzeuge dazu nötig seien. Fritz, der mich überhaupt mit allen Lebenslagen vertraut machte, mich sozusagen in die Welt einführte, hatte es auch diesmal übernommen, mich mit dem Blutsückerfangen bekannt zu machen. Endlich waren wir reisefertig. Im Trab ging es zum Hofstor hinaus. Wie aus weiter Ferne hörte ich nur, wie uns die Mutter nachrief: „Schlappige Tagediebe, losse jo aach s Tor uffstehe.“ Erst als wir eine schöne Strecke gelaufen waren, spürten wir beide, daß die Sonne unbarmherzig sengte. Wir gingen nun im Schritt und wischten uns den Schweiß mit den schmutzigen Fäusten aus dem Gesicht, besser gesagt, über das Gesicht; denn ich sah, wie über Fritzens Gesicht eine breite feuchte schwarze Bahn zog. Aber das alles wurde im Eifer des Gesprächs nicht berücksichtigt.

Fritz erzählte mir, wie und wieviel Blutsücker er früher gefangen habe, wie groß und von welcher Farbe sie gewesen seien. Bis an den alten Weiher, wo die Viehherden immer vorbei getrieben wurden, war eine ziemlich große Strecke; denn man konnte nicht geradeaus gehen, weil man den Weiher nur von der entgegengesetzten Seite betreten konnte. Unter den brennenden Sonnenstrahlen verflaute unser Eifer immer mehr. Als wir an den Kirchhof kamen, konnten wir der Versuchung nicht widerstehen, uns im Schatten der dichtbelaubten Espen und Silberpappeln auszuruhen.

„Mir huns jo jest net mehr weit,“ tröstete Fritz mich und wahrscheinlich auch sich selbst. Behaglich streckte er sich in der wohlthuenden Kühle auf dem beschatteten, mit weichem Gras bedeckten Boden aus, und ehe ich es mir versah, schnarchte er, als ob er diese Arbeit mit jemand um die Wette zu verrichten hätte. Ich langweilte mich eine Zeitlang neben dem schlafenden Kameraden; aber dann konnte ich meine Begierde nicht mehr unterdrücken, das Blutsückerfangen näher kennen zu lernen. Nur ein paar derbe Rippenstöße brachten Fritz langsam zur Besinnung. Er rieb sich die Augen und fragte mit verschlafenen Blick unzufrieden: „No, was willst de dann?“

„No mir wolle Blutsücker fange.“

„Ja sich, des hätt ich allweil sicher un heilig verschlofe.“ Im Trab ging es nun an einem Ende

des Weihers vorbei, um auf der anderen Seite in das Wasser hineinbadend zu können. Unterwegs belehrte mich Fritz noch, daß diesseits im Weiher große „Schilfflumpen“ lägen, unter denen sich die „Unke“ aufhalten. Geht man dort ins Wasser, so muß man unbedingt ertrinken.

„Die Unke hun schon n mancher ins Wasser gschleppt, daß r sei Lebtag net raus komme is,“ fügte Fritz hinzu.

Ich hatte nun eine große Furcht; denn es war doch für jeden klar, daß die Unken unter dem Wasser ganz unbemerkt auch auf die andere Seite des Weihers kommen und auch uns ins Wasser schleppen könnten, so daß wir nicht mehr herauszukommen vermochten.

Als wir an einer geeigneten Stelle ankamen, „krempelte“ Fritz seine Hosensbeine bis an die Knie auf und sagte, ich solle dasselbe tun. Ich zögerte immer noch vor Angst.

„Guck doch,“ machte ich Fritz aufmerksam, „do leie jo aach solche Schilfflumpe; do sin doch gewiß aach Unke drunner.“

„Nich doch,“ versuchte Fritz, den es scheinbar schon reute, daß er mich so ängstlich gemacht hatte, mich zu beruhigen. „Guck doch,“ sagte er, indem er sich auf einen Schilfflumpen stellte, „die leie jo uf die Erd, un do könne kaa Unke drunner. Du waacht doch, die Unke...;“ aber er hatte noch nicht ausgeredet, als der Schilfflumpen unter ihm herausglitt und der Fritz kopfunter ins Wasser fiel. Ein markerschütternder Schrei (ich wußte nicht, hatte ich ihn selbst ausgestoßen oder war er von außen in meine Ohren gedrungen), und Fritz erschien wieder über dem Wasser. Ich zitterte noch am ganzen Körper. Erst nach einer schönen Weile glaubte ich Fritz, daß ihn „wahrhaftig un Gott“ keine Unke festgeschnappt hatte. Ich lief mit den „aufgekrempelten“ Hosensbeinen unruhig am Ufer hin und her. Es dauerte ziemlich lange, bis ich mich entschließen konnte, in das Wasser zu gehen. Aber auch jetzt hielt ich mich ganz nahe zu Fritz, der zwei Jahre älter und auch erfahrener war als ich. Außerdem hatte ich mir ausgehalten, daß er mir sofort zu Hilfe komme, wenn mich eine Unke anpacken sollte. Zuerst wagte ich mich nur ganz vorn ins Wasser; später wurde ich immer lecker und wagte mich immer näher an Fritz heran, dem seine nasse Kleidung am Körper anklebte.

(Schluß folgt.)

Der Zentral-Völker-Verlag und der Staatsverlag der Wolgadeutschen Republik

haben die Herausgabe einer Leninbibliothek in Angriff genommen.

Die Bibliothek wird aus 5 Serien bestehen.

- | | | | |
|-----------|---|-----|-------------|
| 1. Serie. | Ausgewählte Werke Lenins in 11 Bänden, etwa | 103 | Druckbogen. |
| 2. " | Reden und Aufsätze Lenins in 9 Bänden, etwa | 27 | " " |
| 3. " | Grundfragen des Leninismus in 7 Bänden, etwa | 39 | " " |
| 4. " | Das Leben und Wirken Lenins in 9 Bänden, etwa | 28 | " " |
| 5. " | Lesebuch des Leninismus | 20 | " " |

Diese Bibliothek wird einen großen Teil der besten Arbeiten des Gen. Lenin, wie „Die Volksfreunde“, „Was tun?“, „Zwei Taktiken“, „Staat und Revolution“ usw. enthalten. — Bereits erschienen von der 4. Serie: „Genosse Lenin“ von P. Kunte. — In Vorbereitung sind von der 1. Serie: „Krieg dem Kriege“, „Ausgewählte Artikel Lenins gegen den Krieg“; von der 2. Serie: — „Die neue ökonomische Politik“; von der 4. Serie: — „Lenin“ von Popow und Jakowlew.

Bestellungen werden angenommen in Moskau: Zentral-Völker-Verlag, Никольская, 10, und in Pokrowsk: Wolgadeutscher Staatsverlag, Kommunarenplatz 4.

Bezugsbedingungen: Preis für alle 5 Serien **14 Rbl.** Bei Bestellung von 50 Kompletten **13 Rbl.**, bei Bestellung von 100 Kompletten **12 Rbl.**, bei Barzahlung **10 Rbl.**, bei Ratenzahlungen: bei Bestellung 20 Proz., das übrige zu **1 Rbl.** monatlich.

Die Abonnenten,

die den Bezugspreis für

„Unsere Wirtschaft“

nur auf die erste Jahreshälfte entrichtet haben, werden erucht, den Bezugspreis auch auf die zweite Jahreshälfte möglichst bald einzusenden, damit keine Unterbrechung in der Zustellung unserer Zeitschrift eintritt

Die Redaktion

Der Staatsverlag

der Auton. Sozialistischen Räte-
republik der Wolgadenutschen.

Verwaltung:

Pokrowsk, Kommunarenplatz 4.

Buchhandlungen in Pokrowsk, Margstadt, Krasny-Kut, Balzer und Saratow. Handeln mit Büchern, Kanzleizubehör, Schreibutensilien und Zubehör für Photographien.

Außerdem hat der Staatsverlag den Druck und die Herausgabe folgender Literatur in Angriff genommen. Die ersten Ausgaben erschienen vom 10. April 1. Jahres an und die sämtliche angezeigte Literatur wird im Laufe der nächsten Zeit fertiggestellt werden.

Serie 1. Bauernliteratur.

- | | | | |
|------|----------------------|---|---------------|
| 1. | Agronom Horst: | Die trockene Landwirtschaft. | |
| 2. | " | Der Fruchtwechsel. | |
| 3. | Agronom Küger: | Die Wintergetreidearten. | |
| 4. | " | Die Sommergetreidearten. | |
| 5. | " | Der Weinbau. | |
| 6. | Agronom Schütz: | Der Tabakbau (ist schon erschienen). | Preis 15 Kop. |
| 7. | Rothermel: | Der Gemüsebau. | |
| 8. | Agron. Schulmeister: | Der Arbusebau. | |
| 9. | " | Der Anbau des Welschkorns. | |
| 10.* | Agron. Konstantinow: | Das Welschkorn und sein Anbau.
(Schon erschienen.) | " 12 " |
| 11. | Bet-Arzt Rapoport: | Die erste Hilfe bei Erkrankung der
Haustiere. | |
| 12.* | Iwanow: | Das Kamel als landw. Haustier. | |
| 13.* | Bratschitow: | Die Maulseuche. | |
| 14.* | " | Die Rotkrankheit der Pferde. | |
| 15.* | Kasanski: | Die Krätze bei den Pferden. | |
| 16.* | " | Die Pest u. die Bräune der Schweine. | |
| 17.* | Iwanow: | Das Bauernschaf. | |
| 18.* | Safonow: | Der Anbau und die Behandlung der
Futtergräser. | |
| 19.* | " | Das Welschkorn u. seine Verwendung. | |
| 20.* | " | Die Kartoffel. | |
| 21.* | " | Die Wurzelfrüchte als nützl. Pflanzen. | |
| 22.* | Bratschitow: | Der Milzbrand. | |

Serie 2. Verschiedene Literatur.

- | | | | |
|------|--------------------------|---|---------------|
| 1. | Dr. Böhm und
Geminow: | Der Mensch und seine unsichtbaren
Freunde und Feinde. | |
| 2. | " | Darwin und seine Lehre. | |
| 3. | Kau: | Kleine Erzählungen. (Schon ersch.) | Preis 25 Kop. |
| 4. | Rothermel: | Der Planetentanz u. a. Anführun-
gen für Kinder (Schon ersch.) | " 20 " |
| 5.* | Karpinski: | Was lehrte Lenin? | |
| 6.* | Scharow: | Ueber den Arbeitsvertrag des Landar-
beiters mit seinem Arbeitgeber. | |
| 7.* | Jesimow u. Rudnew: | Die landwirtschaftlichen Zirkel und
ihre Arbeit. | |
| 8.* | Ryłow: | Ein Brief an das Dorf. | |
| 9.* | Minin: | Ein Brief über die Religion. | |
| 10.* | Gecht: | Allgemeine Haftpflicht. | |
| 11.* | Artjom Wessjoly: | Aus dem Roman "Heimatland". | |
| 12.* | Sigal: | Das Gericht über einen Trunkenbold. | |
| 13.* | Kasanski: | Wissenschaft. (Eine Erzählung.) | |
| 14.* | Fjodorow: | Die Organisation der Pionierabteil. | |
| 15.* | J. G. S. K.: | Wie man sich in Notfällen helfen kann. | |
| 16.* | Fjerow: | Von der Sonne, dem Regenbogen u.
den Sternen. | |
| 17.* | " | Woraus besteht der Himmel? | |
| 18.* | Safonow: | Vom Klima. | |

Folgende Bücher sind bereits
erschienen und werden ver-
kauft:

- | | | | |
|-----|---|-------------------------------|--------------|
| 1. | Kunte: | Das politische ABC 2. Auflage | Preis 50 Kop |
| 2. | Emich: | Lesebuch I. Teil 2. Auflage. | " 85 " |
| 3. | Kunte: | Genosse Lenin. | " 25 " |
| 4.* | Resolutionen der XII. Gebietskonferenz der RKP (B.)
der Aut. Soz. Räterepublik der Wolgadenutschen | | " 20 " |
| 5. | Programm und Statuten der RKP (B.)
des Leninschen Kommunistischen | | " 25 " |
| 6. | "Jugendverbandes. | | " 10 " |

Anmerkung: Die mit * be-
zeichneten Bücher erscheinen in
deutscher und russischer Sprache.

Wegen der geringen Auflagen sind Bestellungen rechtzeitig, nicht später als bis Ende April, zu machen unter Beilegung der genauen Angabe der erwünschten Bücher und ihrer Zahl. — Bei Bestellung muß eine Anzahlungssumme durch Postanweisung überführt werden.

Die Verwaltung des Staatsverlags.

Vertretungen des Staatsverlags: Moskau, Trubnikowitski Pereslof 19, Qu. 11. — Saratow, Straße der Republik 12, Buchhandlung des Staatsverlags der Wolgadenutschen.